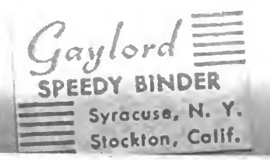
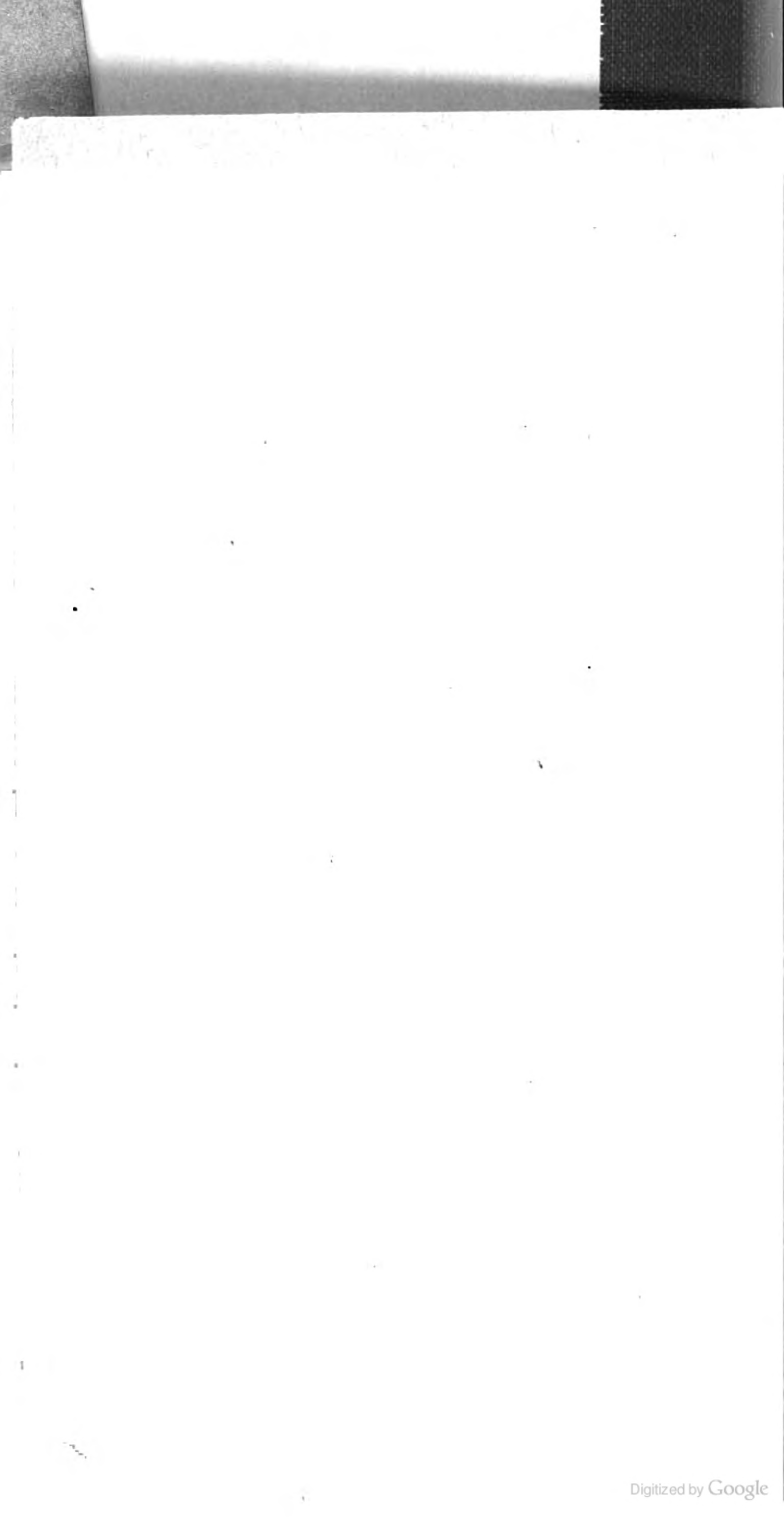
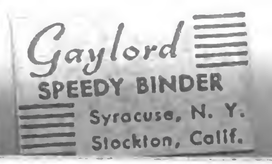
Die Windmühle

Curt Moreck


UNIVERSITY OF WIS


Gaylord
SPEEDY BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.





Die Windmühle

Die Zeitbücher, Band 94

Druck von Reuß & Itta, Konstanz i. B.

Die Windmühle

Novellen rheinischer Dichter

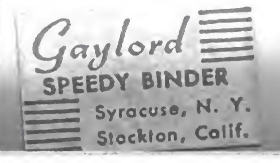
Herausgegeben von

Curt Moreck



Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz i. B.

Inhalts-Verzeichnis:



Die Namen der Größten, deren Wirken für
eutsches Geistesleben entscheidend war, geben
er Vergangenheit rheinischen Schrifttums Klang
nd Gewicht. Die unterste Schicht, auf der im
eutschen Westen eine selbständige Kultur er-
uchs, ist römischen Ursprungs. Was wir heute
nehr als Grenzland romanischen und germani-
hen Wesens erkennen und empfinden, ist einst
m den Keim des deutschen Reiches gehäuftes,
ruchtbares Erdreich gewesen, Pol der beiden
tarken nach West und Ost gegensätzlich ausein-
nderstrebenden politisch-historischen Bewegungen.
lls den Sinn des, die Ausbildung des deutschen
chrifttums bewegenden hauptsächlichen Entwick-
ungszuges am Rhein, in den Ländern der
ranken und Alemannen, bezeichnet ein Literar-
istoriker unserer Tage „die Aneignung des an-
iken Literaturerbes von Karl dem Großen bis
u den Klassizisten". Das war es, was in dem
ervorragendsten Repräsentanten rheinischer Dich-
ung: Goethe, fruchtbar war und durch das Er-
eben Italiens vollends entbunden wurde. In
edem Zeitraum hat das Rheinland starken, füh-
enden Anteil an der fortschreitenden Entwick-
ung gehabt, war in ihr antreibende Kraft. Hier
var Leidenschaft, gedämpft und darum nachhal-
iger; hier erstarkte im Dichter der freiheitliche
Gedanke und erlöste in ihm den politischen Men-

schen; hier wuchsen des jüngsten Geschlechts Beste,
die heute für den Sieg des neuen Geistes käm-
pfen. — In diesem kleinen Auswahlbande zeit-
genössischer rheinischer Prosa soll der Begriff
„rheinische Dichtung“, um einen bestimmten
Kreis zu schließen, räumlich enger gefaßt wer-
den. Ein Gesamtbild darf von so kleinem Aus-
schnitt nicht gefordert werden und doch finde
man wohl hier einen Ueberblick über die Gruppe
jener, deren Schaffen mit der rheinischen Heimat
verknüpft ist oder deren Wesen auf sie als
Ursprung zurückweist.

Curt Moreck.

München 1919.

Die Windmühle

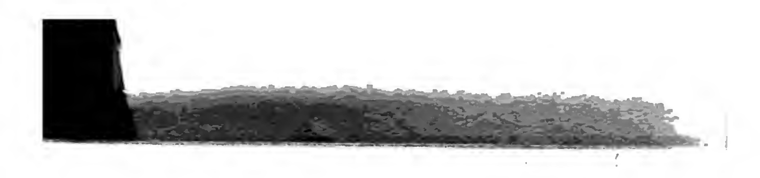
Herbert Eulenberg

Sie war längst schon außer Betrieb gesetzt, die alte Windmühle. Die Menschen waren zu ngeduldig geworden, sie wollten nicht mehr war- n, bis der Wind kam und ihre Flügel blies nd die Räder drehte und das Mehl zermahlte. lamentlich an den langen Sommertagen, wenn ie Felder in der Hitze schliefen und der Atem er Natur, der Wind, sich kaum regte und nur ann und wann wie ein Schatten ein Hauch ber die Aehren lief, war es den Leuten zu still ı der Mühle geworden. Wasser konnte man auen und sammeln, und gar als Dampf ehorchte es den Menschen schon ganz wie ein ier. Aber der Wind ließ sich nicht fangen nd zähmen und zwingen, und oft feierte und ulenzte er ganze Wochen lang, um einem dann uf einmal die Mütze vom Kopfe zu reißen. Nein, n solch unzuverlässiger Arbeiter war in der eutigen fleißigen schnellen Zeit nicht mehr zu rauchen. Und so kam es, daß der letzte Besitzer er Mühle sie nach einem trocknen stillen Som- ter mit lauten Flüchen auf den Wind ver- eß, der natürlich an dem Tage grade einem ıst die Ohren vom Haupte blies, um in die tadt zu ziehen und sich ein Dampfmahlwerk nzulegen.

Nun stand die alte Mühle allein und verlas- n auf ihrem Hügel, die Achsen und Räder n Innern waren festgeschraubt und sie konnte

ihre Flügel nicht mehr drehen. Und die Ve
wesung begann in ihr wie in einem Sarge la
sam ihr Werk. Die eisernen Teile, die Stange
die Räder und Mahlwalzen, alle diese harten G
sellen, die geholfen hatten, das Korn zu Me
zu machen, setzten Rost an. Die Bretter, d
sich vordem unter der Last der weißen Mehlsä
gebogen hatten, fingen an zu verfaulen, vollen
als der Regen, der Feind der Menschenhäuse
allmählich durch den schlechtgeflickten Dachstu
drang. Auf dem Platz in der Mitte der Müh
aber, wo früher die Mahlsteine rund ging
und das Mehl vor Freude über seine Befreiun
von der schlechten Kleie weitauf stäubte, ehe
in die Säcke lief, da lag jetzt grauer Sta
und Schmutz, der alles mit einer Kruste übe
zog. Die reichen fetten Ratten, die ehemal
als noch Getreide in der Mühle lag, zwische
den Sparren gewohnt hatten, zogen aus, weil
ihnen zu ärmlich geworden war. Und über de
Winter zog jedesmal nur eine Schar blutarm
Feldmäuse hinein, die an dem morschen Ho
herumknabberten und dort die Kälte übersta
den, um mit dem ersten warmen Frühlingswett
diese kahle Hungerburg wieder zu verlassen.

So geschah es, daß die alte Windmühle v
Tag zu Tag den Blick in ihr eigenes Inne
mehr und mehr scheute, wie verbitterte Leu
die nicht gerne mehr in sich gehen oder Todkrank
die ihren faulen Zustand kennen und daru
nur nicht viel daran denken mögen. Daher ve
legte sie ihr Seelenleben, so sehr sie konnt



nach außen und mühte sich, den Rost und den Staub und die Fäulnis und Feuchtigkeit zu vergessen. Vor der Welt draußen wollte sie noch dastehen, wie in ihren ersten Tagen, als sie stolz ihre vier jungen Flügel in der Luft im Kreise drehte und die Schwalben begrüßte, die damals, als noch Menschen in ihr hausten, fröhlich um sie schwirrten.

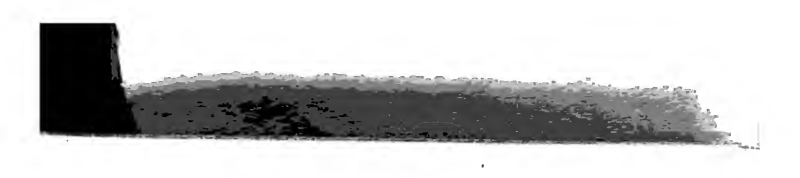
Den ersten Kummer bereiteten ihr zwei Eulen, die sich oben hoch an ihr ansiedelten. Sie hatten einen alten Ziegelstein, der im Gemäuer der Mühle wie ein morscher Zahn wacklig geworden war, ganz herausgezogen, und sich, so gut es ging, ein Nest in der Lücke hergerichtet. Nun lebten die beiden häßlichen Tiere an ihr herum, schliefen über Tag und machten sich um Sonnenuntergang auf die Jagd mit ihren gräßlichen Lauten, die sich die Leute im Dorf in die Menschenworte: „Komm mit!" übersetzten und dazu sagten: „Hört, wie die Käuze die Kranken rufen, mit auf den Kirchhof zu kommen." Diese zwei scheußlichen Tiere, über die sich unsere Mühle tagtäglich wie eine alte Dame über ihre Runzeln ärgerte, scheuchten nun auch die Spatzen und die paar Singvögel fort, die noch in dem Mauerwerk genistet hatten und verödeten so den Umkreis der Mühle immer mehr.

Aber sie hatte noch ihre vier Flügel, diesen Unglücksvögeln zum Trotz. Und wenn sie auch nicht mehr damit fliegen konnte, man sah sie doch noch weit über das Land hinragen. „Die kann mir keiner nehmen!", dachte die alte Mühle

und reckte sie, soweit sie konnte, in die Luft. „Was geht es die Welt an, wie es in mir aussieht!", setzte sie ihr Selbstgespräch fort, und dabei sah sie stolz aus ihrem einen Auge, dem Müllerfenster, über alles Niedrige unter sich fort, wie ein alter entlassener Offizier aus seinem Monokel.

Sie war noch größer mit ihren steifen vier Flügeln als alles ringsumher. Nur der Kirchturm hinten im Dorf könnte vielleicht mit ihr wetteifern, aber ihr höchster Flügel sah doch noch gerade eine Spanne über den Turmhahn hinweg. Und über die Wiesen mit den kleinen Apfelbäumen, die zwischen ihr und dem Rhein lagen, der grau oder grün vorüberfloß, warf sie am Abend ihren langen dreieckigen Schatten so majestätisch hin, daß alles von ihr verdunkelt wurde. Ueber das ganze flache Land thronte sie mit ihren langen lahmen Flügeln noch immer gleich einem greisen Könige, der nicht mehr regiert und doch alles um sich noch in Respekt erhält. Die Fuhrleute auf den graden Straßen zeigten sich noch die Richtungen nach ihr. Die Bauern, die nur des Wetters wegen zum Himmel schauen, blickten dann neugierig auch zu den Flügeln der Mühle auf. Und die Segelschiffe die an ihr vorbei den Rhein hinabtrieben, grüßten sie noch und riefen ihr zu: „Guter Wind heute! Schade, daß sie ihn nicht mehr brauchen können!"

So ertrug die alte Mühle ihre unfreiwillige Ruhe nach außen hin mit möglichst stolzer Gelassenheit. Sie kam sich noch wie im Amte vor,



so lange sie ihre Flügel besaß. „Ich könnte sofort wieder, wenn ich wollte," schien sie immerzu zu sagen, wenn sie stolz alle viere von sich streckte und wie ein Verbannter nur auf einen Wink von oben wartete, um wieder in altem Glanze da zu sein. Mit der Würde eines einstigen Ministers lag sie immer vor diesem Tag ihrer Wiedergeburt still und ernst auf der Lauer und achtete der Jahreszeiten nicht, die an ihr vorbeizogen, die sie früher mit ihren Flügeln zerschnitten hatte. Starr und unbeweglich wie eine Schildwache stand sie vor der Zeit da und präsentierte ihre vier Flügel nach oben und unten, nach links und rechts.

So stand sie auch an einem Novembertag im weißen Nebel wie der Riese Rübezahl, schielte ins Land hinein nach dem Dorf hinüber, von dem man nur die roten Dächer aus dem Grauen sah und dann die welken Wiesen hinab zum Rhein, der zu dampfen schien. Eine Schar Krähen krächzte von der andern Seite des Stromes her über sie hin, daß sie bei den Schreien bis in ihre Ritzen hinein fror.

„Nun wird es wieder Winter," sagte sich die alte Mühle und schaute den schwarzen Vögeln am grauen Himmel nach, als sie zwei verlumpte Kerle den Saumpfad von der Landstraße zu sich heraufkommen sah. „Was wollen die hier?", dachte sie erstaunt.

Der Weg zu ihr war mit der Zeit ganz überwachsen und Disteln und Unkraut wucherten in dichtem Gestrüpp über den Pfad und den gan-

zen verlassenen Mühlenhügel. „Früher fehlten die Disteln, nun fehlen die Esel!“ dachte die alte Mühle, wie einer, dem es schlecht ergangen ist, auf dem Totenbette sich so recht grämliches zusammendenkt.

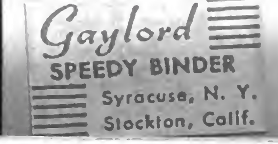
Da waren auch schon die beiden verwahrlosten Kerle den Steig zu ihr herangekommen. Es waren ein paar arme Korbflechter, die unten am Rheinufer Weiden geschnitten hatten. Sie sahen rot und blau im Gesicht und an den Händen aus vor Kälte.

„Wir sollten ein Feuer anzünden,“ sagte der eine. „Hier ist Brennholz genug.“

„Wahrhaftig!“ schnatterte der andere, „gib mir das Beil und nimm du die Säge!“

Und sie hackten und sägten der alten herrenlosen Mühle, die nicht mehr um sich schlagen, sondern nur noch stöhnen und wimmern konnte, worauf keiner mehr achtete, ohne Gnade die beiden unteren Flügel ab. Dann schichteten sie das morsche Holz und die Sparren und die Pappe zu einem hohen Haufen zusammen, zündeten ihn an und gossen sich selbst noch Branntwein zu, bis es ihnen außen und innen so warm wurde wie in den Hundstagen.

Es bedurfte schon eines großen Teils von Philosophie für unsere alte Windmühle, um über diesen Schmerz und Schaden hinwegzukommen, und namentlich in den ersten Tagen nach diesem Unglück leistete sie so viel in der Selbstbeherrschung, als eben einem Stoiker wie ihr menschenmöglich war.



„Mir bleiben ja noch zwei Flügel!“ Dieser ewig von ihr sich wiederholte Trost erwies sich als der dauerhafteste zur Beruhigung ihrer armen Seele und ihres Stolzes.

„An die kann kein Mensch heran! Die sind zu hoch für ihn gewachsen,“ sagte sie sich wieder und bohrte die beiden Ueberbleibsel, so weit sie konnte, in die Luft und suchte das Aschenhäufchen zu ihren Füßen, zu dem ihre zwei anderen langen Flügel geworden waren, ganz zu vergessen.

„Man sah meine unteren Flügel doch kaum im Land,“ philosophierte sie weiter, „sie waren mir geradezu überflüssig und unbequem und unnötig geworden,“ so wie einer der ein Auge oder ein Bein verloren hat, sich schließlich überreden und einbilden kann, er habe bisher viel zu gut gesehen und gelaufen.

Immerhin behielt unsere Mühle seit dem Tage dieser ihrer Verletzung einen durchaus erklärlichen Haß gegen die Menschen, die sie einstmals so geliebt hatte in sich. Wenn sie sie auf der Landstraße mit den Peitschen vorüberklatschen hörte, sah sie ihnen von ihrer einsamen Höhe traurig und hochmütig nach, als wollte sie sagen: „Geht nur! Ihr habt mich alle bitter enttäuscht,“ und zog sich voll Trotz in ihre beiden stehengebliebenen Flügel zurück. So war es ihr auch ganz recht, daß der Tiere in ihrem Bau immer mehr wurden. War auf Menschen so wenig Verlaß, so wollte sie ihren ganzen Leib ruhig und unbekümmert den Tieren zum Hausen

geben. Ganze Heere von Holzwürmern hatten sich indessen an die Wendeltreppe drinnen gemacht, sie anzubohren und aufzufressen. Schaben und Motten krochen und flogen zu tausenden in ihr herum, und die Spinnen überzogen alles mit großen grauen Schleiern. Und eine Kreatur machte Jagd auf die andere und suchte sie zu vernichten. Der Kranenbalken oben an der Mühle, an dem man ehemals die Säcke heraufgezogen und hinuntergelassen hatte, war abgefault, und durch das Loch flogen nun die Eulen herein und stellten nachts den Mäusen nach.

So kam es, daß man nach der Dämmerung und die ganze Nacht über oft ein Rascheln und Schnarchen und Pfeifen aus der Mühle hörte, daß es jeden, der vorbeikam, gruselte und es um den Hügel und das verlassene turmrunde Gemäuer immer leerer und stiller wurde. Selbst den Landstreichern, die sonst wohl im Herbst in der Mühle unten genächtigt hatten, war das Quartier mit den spukenden Lauten zu unheimlich geworden, und kein Kind wollte mehr in ihrer Nähe spielen.

„Desto besser!", knurrte die alte Mühle voll Trotz in sich herein. „So wird sich kein Mensch mehr an mir vergreifen. Ich habe sie alle nicht nötig, und keiner reicht an mich heran. Ich bin gefeit vor ihnen mit meinen beiden hohen Flügeln für Zeit und Ewigkeit."

„Krach!" schrie da der Wind, so ein rechter, roher, unhöflicher Wind, der aus Sibirien und

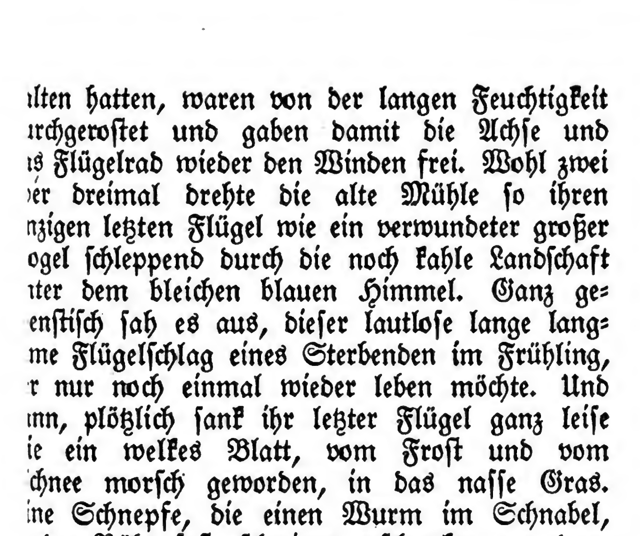


Rußland herkam, und knackte den einen höchsten ihrer beiden Fittige ab. „Du warst mir schon lange im Wege," pfiff er die arme alte Mühle an, „ich habe dir früher oft genug fronen müssen. Wer bist du, daß du den Wind zwingen willst?" heulte er und ließ seine wilde Wut an dem letzten Flügel aus.

Der aber hielt ihm stand, bis der Sturm matt an ihm wurde und brummend sich fortschlich und sich auf die Seite legte. Die alte Mühle sagte kein Wort mehr. Ganz apathisch stand sie da. Sie weinte nicht, sie seufzte nicht, sie zitterte nicht einmal. Sie blieb lautlos wie ein Greis, der auf seinem Altenteil sitzt und zusehen muß, wie seine Kinder sein Vermögen vertun, und der sich so stellt, als ginge ihn das gar nichts an. Sie verbiß ihren Schmerz vor aller Welt und pfiff höhnisch wie ein Verzweifelter durch die Zäune und Latten ihres letzten Flügels, als der Gendarm kam, die Trümmer des anderen auf den Schutthaufen im Dorfe zu werfen. Teilnahmslos sah sie das Leben um sich gehen und wachsen und schwinden. Kerzengrade hielt sie ihren letzten Flügel still in die Höhe, wie ein Invalide, der sein Stelzbein über die Schulter wirft. Ihre frühere innere Verbitterung wich dabei allmählich einem weicheren Gefühl, einer Art Wehmut, die manchmal zum Mitleiden werden konnte. So machte es ihr keine rechte Freude mehr, als einst im Herbst ein Papierdrachen mit seinem Schwanze an ihrem letzten Flügel hängen blieb und dann zerbrochen

nach unten an ihr hing wie ein Orden, de alte Leute bekommen. Und wie sie den Kna ben, dem der Drache gehört hatte, weinend in Dorf zu seiner Mutter laufen hörte, verhöhn von seinen Freunden, da hätte sie beinahe mit gejammert. So kindisch wurde man im Alter

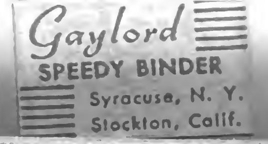
Und dann kam der Winter über das Lan und über die Mühle. Dicke gelbe Schneewolke trieb der Wind von Westen über den Rhei her, und die Luft ringsum zitterte von den un aufhörlich fallenden Flocken. Wie ein riesige weißer Zuckerhut stand die alte Mühle da, al die Sonne wieder herauskam. Man sah ihre einen letzten Flügel kaum mehr, so hatte ih der Schnee mit seiner weichen Last zugedeck Und so schlief sie den ganzen kalten lange Winter hindurch, ein alter Posten, das Geweh in der Hand, und träumte von vielen heiße Schlachten, die sie einst mit dem Wind geschlage hatte. Der laue Vorfrühling traf den greise Riesenschneemann noch in diesem Schlumme küßte ihn wach und taute den Schnee an ihn auf. Schwere dicke Tropfen rannen wie Träne an ihrem Flügel herunter, als die alte Mühl das Wunder des neuen Lebens wieder um sic werden sah, gleich einem Genesenen, der Musi vernimmt und nun nicht mehr an sich halte kann. Sie sah noch die ersten Veilchen au dem Mühlenhügel zwischen Gras und Unkrau die blauen Augen aufschlagen. Und siehe, au einmal bewegte sich die alte Mühle wiederum Die Schrauben, die die Räder drinnen festge



ılten hatten, waren von der langen Feuchtigkeit
ırchgerostet und gaben damit die Achse und
ıs Flügelrad wieder den Winden frei. Wohl zwei
ɔer dreimal drehte die alte Mühle so ihren
nzigen letzten Flügel wie ein verwundeter großer
ogel schleppend durch die noch kahle Landschaft
ıter dem bleichen blauen Himmel. Ganz ge-
enstisch sah es aus, dieser lautlose lange lang-
me Flügelschlag eines Sterbenden im Frühling,
r nur noch einmal wieder leben möchte. Und
ınn, plötzlich sank ihr letzter Flügel ganz leise
ie ein welkes Blatt, vom Frost und vom
chnee morsch geworden, in das nasse Gras.
ine Schnepfe, die einen Wurm im Schnabel,
der Nähe saß, schwirrte erschrocken von dan-
n. Sonst achtete niemand auf den Tod der
lühle. Man hörte nichts weit und breit als
ıs stille Sickern des Schnees, der aufgetaut
den Boden tropfte.

In der Nacht darauf aber drang ein hung-
ger Fuchs in die Mühle hinein, Mäuse zu fangen.
ıd es entspann sich ein Streit zwischen ihm
ıd den beiden Eulen, die auf ihr Vorrecht
chten, und es gab ein Rauschen und Fauchen
ıd Kreischen und Schreien in der Nacht in
r Mühle, desgleichen man noch niemals bis
s Dorf hinein gehört hatte. Der Fuchs blieb
eister im Streit und hauste seitdem als un-
ıschränkter Jagdherr in der verfallenen Mühle.
n alter Bauer aber, der neugierig ob des
illenlärms sich am andern Morgen im Hel-
ı an die alte Mühle heranwagte und sah wie

ihr letzter Flügel indessen abgebrochen dalag, he
renlos wie das Schwert, das ein Sterbend
im Kampfe fallen ließ, bekreuzigte sich und sagt
„Verdammt! Nun hat der Teufel ihre See
geholt!"



Sommermärchen

Rudolf Herzog

Tief im Grünen versteckt, an der Sohle der Waldhänge, die hier von allen Seiten zu einem Ring zusammentrafen, lag die Talmulde. Wie verzaubert lag sie in ihrer Unberührtheit, und es war, als hätten die mächtigen Buchenbestände der Wälder plötzlich vor ihr Halt gemacht, um, staunend ob so viel sommerlicher Schönheit, das Geheimnis zu hüten. Die Sonne stand in der Kraft des Mittags. Ihre Strahlen, die den grünen Schirm der Baumwipfel nicht zu durchbrechen vermochten, flossen als breiter Strom durch die Lichtung und färbten den regungslosen Spiegel des Teiches, die seltsam geformten Weidenstümpfe um ihn her und den alten, jungsprießenden Moosgrund in ein stilles Gold. Der hohe Farn rührte kein Blättchen. Die ragenden Glockenblumen standen unbeweglich. Zwei schillernde Wildenten, den Kopf im Gefieder, lagen verträumt auf dem Wasser.

Und die Sonne küßte allen sommerlichen Duft aus dem Boden und verstreute ihn durch die Luft...

Hoch oben im Walde knackte es im Unterholz. Das Geräusch lief durch die Stille, und die breitverzweigten Wächter im Grund fingen es auf. Verwundert lauschten sie. Und gaben sich zufrieden. Ihr sommerliches Geheimnis war nicht gestört.

Jetzt — —! Unwillig fuhren sie auf, ein verschlafenes Raunen in den Kronen. Das war

ein Menschenfuß. Der glitt durch Gestrüpp un
Gezweig, über Gräser und Moos, von Stam
zu Stamm, hastend bergab. Und in der Fern
ein anderer. Ein paarmal verlor sich der Hal
im Winkel nach links und nach rechts. Noc
hatte die Talmulde ihn nicht vernommen. Di
Buchen im Kreis ließen ihr Gezweig tiefer fal
len, undurchdringlich fast, bis auf den Erdbode
hernieder. Da kam es aufs neue heran — wi
der Wind, flatternd, atemlos; ein weißer Arn
bog die Zweige zurück, ein biegsamer Frauen
körper schlüpfte durch die Lücke — stand wi
gebannt — und große Frauenaugen starrten au
erhitztem Gesicht auf das Dornröschenwunder de
Waldes.

„Ein Märchen — —!" Das kam aus imme
noch atemloser Brust.

Und bevor sie sich von dem unerwartete
Bilde losreißen konnte, war sie gefangen.

„Du — du — du! Liebe — — Li —!"

„Wolf — wilder Wolf!"

Er lachte in heller Jägerfreude. Da bog si
sich geschmeidig und schlüpfte, ihr weißes Som-
merkleid zusammenraffend, unter seinem Arn
hindurch und über den Moosgrund.

„Gib dich gefangen, Li! Einen Kuß hast du
doch!"

„Gar nichts! Gar nichts!"

„Was — —?" Er stürmte hinter ihr drein
Um den Teich herum, daß die Wildenten auf-
fuhren und flügelschlagend im Ufergestrüpp ver-
schwanden. Rund um jeden Weidenstumpf —

hierhin, dorthin. Das weiße Kleid flatterte auf, zeigte den Fuß, wurde gerafft, verwickelte sich — Und in Farn und Moos versanken zwei lachende Menschen.

„Still! Nicht sprechen, Wolf!“

„Nein —“

„Auch nicht küssen, Wolf!“

„Li! — Liebe Li!“

„Das ist ja ein Märchen hier. Ein Sommermärchen. Und ich habe es nicht gewußt.“

„Und ich habe dich erst hineinführen müssen.“

„Nein, ich dich.“

„Li, Li, du bist ja selber ein Märchen — ein Sommermärchen.“

„Ein Sommermärchen . . .“ wiederholte sie. „Und wenn der Sommer zu Ende ist, ist das Märchen aus.“

Er schob den Arm fester um sie, daß ihre Schulter den Druck seiner Hand spürte. „Li, Li, wenn du dich sehen könntest! Du liegst in lauter Sonne. Deine Augen sind Gold, und deine zarte Haut hat den Schmelz von goldigem Elfenbein. Und ein ganz feines Goldkrönlein schimmert in deinem schwarzen Haar.“

„Wenn du wiederkommst, wirst du Silber statt Gold finden.“

Seine Fröhlichkeit vernahm den Ton nicht, der in der stillen Sommerluft verklang . . .

„Siehst du, Li, so liebe ich dich. Dies Bild muß ich von dir haben. Kein anderes paßt zu dir. In volle Sommersonne gebadet, zeigt sich deine Schönheit dem hellsten Tageslicht: ‚Such,

Sonne such! Nichts brauch' ich zu verstecken. O du wundervolle Frau! Und alles das wirst du für mich bewahren. Bis ich wiederkomme."

„Du kommst — in fünf Jahren erst."

„Jahre, was sind Jahre? Ich werde an nichts anderes denken als an deine Schönheit der das hellste Sonnenlicht nichts vermag. Und da sollen mir Jahre etwas vermögen?"

„Dir — dir! Du bist ein Mann und gehst in den Lebenskampf und schmückst dir dazu noch den Hut mit Blumen. Oh, ob das frisch erhält! Aber warten müssen, die Hände im Schoß warten müssen und nur heimlich beobachten, ob von dem, was der geliebte Mann so liebt, nichts vergeht — ach du!" Und sie preßte sich hastig an seine Brust. „Wir sind Kinder," murmelte sie, „wir sind Kinder. Wir laufen am Sommer vorüber und freuen uns auf Weihnachten. Und Weihnachten liegt im Winter."

„Was tut mir das, Li? Ich habe mein Sommermärchen."

„Hast du es —?"

Sie hatte die Arme von seiner Brust gelöst und lag, die weißen Hände unter dem dunklen Haar, still neben ihm. Die Augen blickten, weit geöffnet, auf einen Punkt in weiter Ferne. Die Lippen, halb geöffnet, tranken den Duft des Sommers. Unter dem weißen Kleide hob sich die schöne Brust. Wie ein Wunsch — wie ein Seufzer — — Und sie fühlte, wie Wunsch und Seufzer über ihre Glieder rannen.



„Sommermittag!" sagte der frohe Mann an
hrer Seite.

Und sie mußte an sich halten, um das Wort
nicht zu wiederholen, um es nicht hinauszuschreien.
Sommermittag . . .

Die Wächter der Talmulde hatten sich be-
uhigt. Unbeweglich standen sie und streckten
hr Geäst weit in die Sonne hinaus. Und die
itternden Farne hatten sich erhoben und die
roßen blauen Glockenblumen und harrten, ohne
ich zu rühren. Harrten — —? Es war eine
Erwartung in der Luft. Eine süße Reife.

Die Weidenstümpfe mit den langaufgeschossenen
rünen Trieben hockten im Kreise herum wie
ine Schar Wichtelmänner mit erhobenem Fin-
er. Wie eine Goldhaut lag es über dem Spiegel
es Teiches. Regungslos stand die duftende Luft.
Närchenland — das Märchen konnte sein Reich
eziehen.

„Sprachst du, Li?"

„Ich warte auf irgend etwas — märchenhaft
Schönes."

„Es kann nichts Schöneres geben."

„Doch — doch —"

„Sprich es aus! Feen können zaubern. Ich
alte ganz still."

„Herrgott," stieß sie hervor, „wenn ich zau-
ern könnte! Daß du jetzt nicht gingest! Daß
h die Arme um dich schlingen und dich halten
önnte! Um mich dir zu erhalten! Oder, daß
u mich mitnähmst, heute, in dieser Stunde,
us diesem Zauberwald heraus, und meine Liebe

dich gar nicht dazu kommen ließ, heute nicht morgen nicht, niemals, darüber nachzudenken, o mein Haar noch so schwarz ist und eine Kron trägt, ob meine Augen den Goldgrund habe und die Haut den glatten Elfenbeinton. D — du — wenn ich zaubern könnte — ga nichts anderes wollte ich von meiner Zauber kunst — als daß dieser Sommer — uns nich vorüberginge!"

„Li, Li! — Mein Mädchen, o du mei Mädchen . . .!"

„Ich bin kein junges Mädchen mehr. Täusch dich nicht, Wolf. Der Sommer ist da."

„Was murmelst du da für Zaubersprüche?" rief er und streckte die Hände nach ihr.

Sie hatte nicht erst gewartet. Mit einer jähen Bewegung lag sie fest an ihn geschmiegt. „Bleib hier, Wolf, bleib hier, oder nimm mich mit! In fünf Jahren kommt der Herbst, und wir sind beide betrogen."

„Traust du mir nicht mehr Manneskraft zu, Li? In fünf Jahren stehe ich obenan und kann deiner Schönheit den Rahmen geben."

Sie strich ihm mit der Hand über das blonde Haar. Mit einer seltsamen, wilden Weichheit: „Alles trau' ich dir zu, alles. Daß du in deinem Beruf erreichen wirst, was du willst. Daß dich die Kampf- und Arbeitsjahre noch männlicher, stärker und stolzer machen werden. Und daß du mit noch größerer Schönheitsfreude heimkehrst als zuvor."

„Li — da sagst du es. Mit noch größerer
chönheitsfreude! Die deine süße Frauenschöne
ch viel stärker empfindet als heute. Li, ver=
ehst du das nicht? Das wirkt wie ein Becher
Bein am sonnigen Ziel.“

„Wenn er nicht herb wurde vom langen
stehen in der Sonne.“

Der Mann zog ihren Kopf heran. Seine
rahlenden Augen lachten sie im Ueberschwang
n. „Du willst mich lehren — du mich? Wäh=
end meine Augen dies sehen, meine Hände dies
ühlen? Fünf lumpige Jährlein Eisenbahnbau in
en Kolonien sollten dagegen ankommen? Li, Li,
in erfahrener Mann spricht das zu dir.“

„Und eine Frau liebt dich.“

„Und wird mich von Jahr zu Jahr mehr
ieben, auch über Fernen hinweg. Denn deinet=
vegen werde ich fern sein. Ein Edelstein will
eine Fassung.“

Sie schüttelte wie gedankenabwesend den Kopf.
Und schloß die Lider.

„Li — sag mir, was du denkst.“

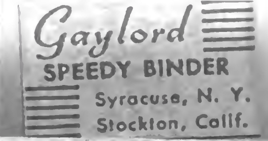
„Daß ich dich unermeßlich liebe,“ murmel=
ten ihre Lippen. „Und daß Weibesliebe sich nur
an den Mann verschwenden soll, an den gelieb=
ten Mann — und nicht an Jahre des Wartens.“

Er legte seine Hände auf ihre geschlossenen
Augen. „Li, das ist Sommermittagstimmung.“

Sie hielt seine Hände fest und preßte sie
noch stärker gegen ihre Augen. Als könnte sie nur

blindlings weiterreden. „Wolf, Wolf, es ist Sommermittagstimmung. Und es ist gewiß ritterlich von dir, daß du sie nicht nutzest. Und doch — doch — würde ich es segnen, wenn du es — weniger wärest. Nein, nein! Versteh mich recht. Was heißt gut oder nicht gut? Wenn zwei Menschen sich so lieben und müssen sich scheiden und wissen nicht, wie sie sich wiedersehen. Heute ist das Glück heiß wie die Sommersonne und duftet wie das Sommerland. Und du glaubst, daß nach fünf langen Jahren alles ungealtert so sein würde wie heute? Daß wir uns wie Kinder in den Büschen jagen und fangen würden, bis wir uns atemlos im Gras ans Herz sinken? Daß unser Blut noch so heiß sein würde wie unser Glück? Und die Geliebte dem Manne noch die Offenbarung der Schönheit? Wolf, Wolf — ich möchte, daß du reich an mir würdest. Wenn du wiederkämst und sähest, daß du ärmer an mir geworden wärest — du würdest es nicht ertragen! Ich kenne dich ja und deine Seele, die ihre tägliche Begeisterung haben muß. Laß mich nicht weiterreden, Wolf, schließ mir den Mund —"

Mit Augen, die die Verwunderung weitete, folgte er ihrem leidenschaftlichen Erguß. In seinen Ohren sang der Sommermittag. Sang von einem Märchen im Wald. Von einer Waldfee im weißen Kleide, die Sonntagskinder sehend küßt. Daß sie einmal — einmal — einmal die ganze Liebe sehen und in alten Tagen die junge Waldfee noch im Arm zu halten wähnen.



„Mein weißes Mädchen, mein schneeweißes Mädchen! Schneewittchen, Dornröschen, wo ist dein roter Mund —?"

Und er suchte ihn und fand ihn und fand die Augen und Nacken und Hals. Und sprang auf und riß sie mit sich hoch und hielt sie fest in seinen Armen, daß ihr die Sinne schwinden wollten.

„Du bist zu schön — du bist zu schön für eine Erinnerung. Dich gäbe man nicht wieder fort. Und ich will dich als meine Heimat haben und halten, als Sonnenlicht bei Tage und Sternenlicht in der Nacht. Das nie vergeht, wie deine Schönheit nie vergeht. Dann, Li, dann, dann . . ."

Da legte sie ihm stumm die Arme um den Hals und lächelte fernhin — wie Frauen lächeln, wenn alles in ihnen weint. —

Rings um den Goldglanzteich schritten sie, und die beiden schillernden Wildenten lagen wie zuvor und bargen den Kopf verträumt im Gefieder. Noch immer hockten die Weidenstümpfe wie Wichtelmänner im Kreise, und die hochgesprossenen Ruten waren wie geheimnisvoll erhobene Finger. Farne und Glockenblumen standen wie betäubt von dem Strom der Sonne, der über die Lichtung flutete und die Mulde mit Märchengold überschwemmte.

Sommermittag. Erwartung in der Luft und eine süße Reife.

Das Märchen aber ging vorüber.

Noch einmal rauschte das Gezweig der mäch
tigen Buchen, die das Geheimnis des Walde
hüteten. Eine Manneshand hatte die Zweige zu
Seite gebogen — eine Frau schritt hindurch —
und die grüngoldene Wand schloß sich hinte
ihnen. Welt und Märchenland lagen getrennt
Ueber die staunende Talmulde glitt es hin wi
ein Seufzer.

*

„Ich warte," schrieb Li an den fernen Ge
liebten, „ich warte auch Dich bei Tage, un
die Träume meiner Nächte warten auf Erfül
lung. Zürne mir nicht, daß ich nicht geduldige
bin. Ein Frau, die liebt wie ich, hadert vol
Angst mit jedem Jahre, das ihren Reichtum
schmälert. Nicht aus Eigenliebe, o Du! Nein,
nein, weil sie Jahre und Reichtümer verschwen
den möchte, bevor sie ihr entwendet werden. Ich
meine, keine Frau kann anders lieben. Wann
kommst Du —?"

Und wieder schrieb Li, und das zweite Jahr
war dahin: „Ich erwachte in der Morgenstille
und war erschrocken. Weil die Freude sich nicht
hervorwagen wollte, die Freude über die Zeit,
die seit Deinem Abschied verfloß. Denn plötzlich
fiel mir ein, daß die Zeit bis zu Deiner Wieder-
kehr noch eine viel — viel längere sei. Ich
habe in die Kissen geweint, statt glücklich hinein-
zulachen. Und Tränen sind der Feind der Schön-
heit. Verzeihe mir!"

Das dritte Jahr schwand.

„Ich werde stiller," schrieb Li, „weil mein
Spiegel beredter wird. Wenn ich denke, daß
deine Augen wie mein Spiegel sein würden,
deine geliebten, schönheitsdurstigen, dankbaren
ugen — Jetzt sehe ich sie vor mir und lache
mich hinein und schelte mich ein eitles Ding
- Nein, Deine Augen werden blind sein, denn
werde sie küssen und ihnen nicht Zeit las=
, zu forschen und zu vergleichen. Komme,
mme! Ich möchte Dich glücklich machen, so=
ge die Sonne scheint, die Du so liebst."
Dann war es noch ein Jahr bis zur Wieder=
r.

„Kannst Du es nicht verkürzen?" fragte Lis
ief. „Du schreibst, daß Dir der Rahmen, den
mir schaffen möchtest, noch nicht genügt,
mir ist von eines unvermählten Oheims
te eine Erbschaft zugefallen. Schloßherrin
ich geworden. Nein — Schloßherr bist Du
orden. Denn da ich Dir so ganz gehöre,
ört Dir auch der Rahmen. Deshalb schaffe
nicht weiter an Rahmen und Fassung für
. Fast fürchte ich, das Bild wird nicht mehr
n standhalten, und es wird bei Tageslicht
laßt sein. O du unbarmherzige Sonne! Einst
sie so gütig! Da schuf sie selber den Rahmen,
sie, nur sie, und nichts anderes war nötig.
denke an eine verzauberte Talmulde, an
Sonnenkrönlein im Haar, Sonnengold auf
weißen Sommerkleid, an Liebe, Liebe, Liebe
ie schön das war — wie so selbstverständlich
! Das Märchen wurde zur Sage. Und die

Schloßherrin fragt leise: Kannst Du das Ja
nicht verkürzen, Wolf?" —

Nein, er verkürzte es nicht. Wie Mon
waren ihm die Jahre dahingeflogen, im Rau
der Arbeit; und als das fünfte zu Ende gi
hängte er lachend ein sechstes an. Auch die n
Linie, die er inzwischen zu bauen begonnen ha
wollte er selber zu Ende führen. Gerade
die unvermutete Schwierigkeiten bot. Was v
schlugs? Er würde die Ruhe doppelt genieß
Und noch tiefer, noch durstiger den kostba
Becher leeren — am sonnigen Ziel. —

Li rief nicht mehr. Sie ging umher u
sann. Sie sann Tage und Wochen, bis
Monate noch einmal sich zum Jahre rundet
Wenn ihr Blut aufwallen wollte und urplötzl
die Sehnsucht ihr Herz überfiel und hineinsch
mit befehlshaberischer Stimme, trat sie ganz di
vor den Spiegel und blickte auf ihr Spiegelb
wie auf ein fremdes. „Was willst du?" sa
sie zu ihm. „Du hast weiße Fäden im Ha
und ob du sie noch so kunstreich versteckst,
werden ihrer täglich mehr. Und der goldfe
Ton der Haut täuscht nur noch des Abends
Licht der Kerzen den Elfenbeinton vor und w
delt sich bei Tage in ein müdes Gelb. D
Augen? Nur die Ekstase läßt sie schimmern u
blitzen, und das tägliche Leben besteht nicht
Ekstase. Ach, und deine roten Lippen! B
sind sie geworden wie die Lippen einsam gealt
Mädchen, und wenn sie sich nicht regen, spi
feine Fältchen um sie her."



„Das sollte er nicht sehen?“ rief sie. „Und wenn nicht am ersten Abend, so sieht er es am ersten Morgen.“

Und sie ging umher und sann —

Tage und Wochen — bis die Monate noch einmal zum Jahre sich rundeten. —

Da kam er heim, Hochzeit zu halten. Der erste Gruß beim Verlassen des Schiffes war ein Brief der Braut:

„Mein Wolfgang, dies ist ein Gruß und ein Wunsch. Ein Gruß für Dich und ein Wunsch für mich. Dem Gruße brauche ich keine Erläuterungen beizugeben. Er legt sich still an Dein Herz und heißt Dich willkommen. Mein Wunsch aber bittet. Du darfst darüber lächeln, aber Du mußt ihn erfüllen. Denn seine Erfüllung soll mein Brautgeschenk sein.“

„Das Aufgebot ist bestellt. In drei Tagen kann die Hochzeit sein. Und in drei Tagen erwarte ich Dich. Aber ich will, daß Du am Abend kommst, wenn alle Lichter im Hause festlich leuchten. Ein Meer von Licht soll unser Gast sein, wenn wir an der Hochzeitstafel sitzen. Und kein anderer Gast. Der Gemeindebeamte wird zu uns aufs Schloß kommen, die Trauung vollziehen und wieder gehen. Ganz allein will ich mit Dir sein in diesen Feierstunden, und keine Sekunde will ich mir davon rauben lassen — Dir davon entwenden. Lächle, mein Wolfgang, wenn Du willst — aber erfülle! Und Deine alte Li wird dieselbe sein wie einst die Li — im Sommermärchen.“ —

Noch war früher Nachmittag, als Li ih
Ankleidezimmer betrat. Sie blendete die Fe
ster ab und entzündete die elektrischen Flamme
Ganz still stand sie nun und atmete tief. Ei
feine Blutwelle stieg in ihr auf, färbte i
Gesicht und rann über ihre Schultern zurü
Sie gewahrte es, als sie langsam vor den hohe
Spiegel trat und das Kleid ablegte.

‚Früher,' dachte sie, ‚setzte dich das nicht i
Erstaunen, denn es war täglich so. Wie ju
mußt du früher gewesen sein, daß du so blü
test, ohne dich zu verwundern! Guten Tag, al
Li. Wie ich mich freue, dich wiederzusehen

Und sie begann ihre Hochzeitstoilette.

Ohne fremde Hilfe kleidete sie sich an. Au
erwählt das zarte Unterkleid, auserwählt d
weiße, fließende Seide. Eine Stunde wohl floc
und ordnete sie ihr Haar und schmückte, was s
nie getan, die dunkle Krone mit einer schimmer
den Diamantagraffe. Mit einem grünen Sma
ragd schloß sie das Gewand auf der Brust, m
einem grünen Smaragd den Gürtel.

Das Licht der Lampen blitzte in die edl
Steine hinein, die es feuriger zurückwarfen u
den Widerschein über Gestalt und Antlitz stre
ten. Und es ging ein Leuchten aus von der Fr
im Hochzeitskleid.

„Als wären es Sommermittagslichter", sa
sie und schaute lange in das Spiegelglas.

„Nun kannst du kommen, Wolfgang. D
wirst dich nicht betrogen sehen." —



: kam. Ein alter Diener führte ihn in ein
:ner, half ihm in den Hochzeitsfrack und
te ihn in den Empfangsraum zurück. Abend
es. Verschwenderisch strömte weißes und
ges Glühlicht von Decken und Wänden. Fest=
und freudig.

„Wolf!"

Er wandte sich rasch.

„Wolf!"

Die erhobenen Arme sanken ihm nieder.
r Fuß war ihm wie gebannt. Weit geöffnet
rrten seine Augen dem Bild entgegen, und sein
:m ging kurz und hastig. „Li — Li! Mädchen,
in Mädchen —! Herrgott, so schön kann kein
enschenkind sein!"

Da war sie bei ihm, preßte seinen Kopf in
ide Hände, drängte ihre Brust an die seine.
Wolf — mein alter Wolf! . . ."

Zaghaft fast berührte er ihre Schultern, bog
zart ihren Kopf zurück. „Laß dich anschauen,
. Ich muß dich immerfort anschauen. Und
as — das gehört mir?"

Den Kopf zurückgebogen, ließ sie sich an=
:hen, sah sie ihn wieder an. Und als sie die
Flamme der Freude auf seiner Stirn gewahrte,
tieg in ihre Augen ein Lachen der Glückseligkeit.

„Komm jetzt, Liebster."

„Ich habe dich noch nicht geküßt," murmelte
r. „Mag der Gemeindebeamte warten —"

„Später, Wolf."

„Ja, ja, du hast recht. Nur schnell d[illegible] Formel erfüllt. Damit wir allein sind. D[illegible] und ich."

Und sie dachte: ‚Sechs Jahre sind es, u[illegible] es war ein Sommermittag, und wir allein [illegible] Jugend und Schönheit. Da vermochte er [illegible] sehr zu warten, wie er heute stürmt. Me[illegible] Glück, wo bist du —?'

Der Beamte hatte im Nebenzimmer die Tra[illegible] ung vollzogen. Der alte Diener und die al[illegible] Wirtschafterin hatten als Zeugen gedient. Nu[illegible] war der Beamte gegangen, nach vielen treug[illegible] meinten Glückwünschen.

„Ich brauche sie nicht!" lachte der Jungver[illegible] mählte hinter ihm drein und zog sein We[illegible] mit starkem Griff an sich. Mit geschlossene[illegible] Augen erwiderte sie seinen Kuß. Ein Bebe[illegible] lief wie ein Aufschluchzen durch ihren Körpe[illegible] und kaum vermochte sie es zu bändigen.

„Das Hochzeitsmahl wartet, Wolf —"

„Ich brauche auch das Hochzeitsmahl nicht!"

Und wieder dachte sie an den Somme[illegible] mittag —

„Komm jetzt, Liebster. Der Diener möch[illegible] mit dem Servieren beginnen."

An damastgedecktem Tische saßen sie si[illegible] gegenüber. Und der Damast war bedeckt m[illegible] einer Fülle dunkelroter Rosen, die sterbend ihr[illegible] tiefsten Duft ausströmten. Auf silbernen Pla[illegible] ten servierte der Diener. Nur weniges wäh[illegible] ten sie von den Gerichten. Ihre Blicke h[illegible] gen ineinander, und wenn sie mit leisem, v[illegible]



umtem Ton die Kristallkelche zusammen-
ngen ließen, taten sie tiefe Atemzüge.

„Wie schön das ist!“ sagte der Mann. „Und
danke dir, daß du diesen Wunsch hattest.“

„Weißt du noch,“ fragte sie sinnend, „wie
es wünschtest? Damals — vor langen, langen
hren? In volle Sommersonne gebadet wolltest
mich, im hellsten Tageslicht. Und die Sonne
lte suchen, ob ich vor ihr auch nur ein Etwas
verstecken hätte. Weißt du es noch —? Und
t du so geblieben —?“

Der Diener war geräuschlos gegangen. Sie
ren allein.

„Ja, ja ja! Ich weiß es noch, Li! Und ich
n so geblieben! Aber heute — heute gönn'
dich selbst der Sonne nicht und segne den
end und deinen Wunsch, Li. Morgen —
orgen will ich dich der Sonne vorzeigen und
ieder rufen: Such, such, Sonne!“

Da schob sie schnell den Stuhl zurück, griff
r Gewand auf und eilte zu ihm, bevor er
h erheben konnte.

Beide Arme streckte er nach ihr aus und
ß sie an seine Brust. „Wie schön du bist,
... Wie deine Augen schimmern ... Wie
fenbeingoldig deine Haut — und dein gelieb-
s Haar wie weicher Samt so dunkel! So habe
dich gesehen in all den Jahren da draußen,
denen ich mir Stand und Namen schuf, so
nd nie anders. Und das Bild hat mich nicht
täuscht. Es durfte mich nicht täuschen, denn
sollte mein Preis sein, und von dem Preise

ließ ich mir nichts abhandeln. Hörst du? Nichts, nichts! Gott sei gedankt, ich brauche keine Angst mehr zu haben."

„Hattest du Angst —?"

„Ach du — auf der Heimfahrt einmal. Ganz kurz. Da fiel mir ein: Sechs Jahre! Es war närrisch!"

„Es war närrisch," wiederholte sie und preßte ihren Mund fest auf den seinen.

„Ich vergehe, Li —"

„Das sollst du —"

„Dornröschen, Schneewittchen, was ist das schönste an dir —?"

„Deine Freude!"

Da hob er sie auf, trug sie zum Sessel, setzte sie nieder und ließ sich, beide Arme um ihren Leib, vor ihr auf die Knie sinken. „Wie töricht ich war — wie töricht — sechs Jahre zu warten — auf dies schlanke, warmblütige Glück zu warten — die Stimmen des Sommermittags — damals — nicht zu verstehen, nicht verstehen zu wollen, daß sie — damals schon — zur Hochzeit riefen! Wie töricht ich war, mich, mich zu betrügen! O du meine süße Li — ich war ein Narr!"

„Lieber, armer Wolf ..." sagte sie und streichelte sein Haar.

„Küsse mich," bat er. „Ich muß fühlen, daß es nicht ein Märchen ist."

„Es gibt nichts Schöneres als ein Märchen," sagte sie und küßte ihn.

„Doch, doch! Die Wirklichkeit! Du in der Wirklichkeit! Und wissen, daß diese Wirklichkeit nie vergeht und morgen, beim Erwachen, selbst diesen Abend noch überstrahlt. O du Wundervollbringerin!"

Und sie erhoben sich und öffneten die Tür zum Park und gingen, eng aneinander geschmiegt, die langen Laubgänge, und das Mondlicht lag silbern auf ihrem Haar, silbern in ihren Augen.

Einst war es das Gold der Sonne, dachte sie. Heute sieht er es nicht. Morgen wird er es wissen.

Und ohne zu sprechen, einer auf den Herzschlag des anderen lauschend, kehrten sie um und gingen die mondscheinbeschienenen Laubgänge zurück. Und als sie an das Haus kamen, sahen sie, daß der Diener alle Lichter gelöscht hatte und nur ein Armleuchter auf dem Tische brannte.

„Wolf!" schrie sie auf und schlang ihre Arme um seinen Hals. —

Nie war eine Sommernacht so düftedurchzogen — nie eine Sommernacht so mondscheintrunken.

Nie währte eine Sommernacht so lang — nahm sie so zögernd Abschied.

Und auch diese Sommernacht schwand . . .

„Wo bist du?" fragte der Mann aus Träumen heraus. „Wo bist du, Li?"

Die Sonne war aufgestiegen. Seit Stunden schon warf sie ihr grelles Licht gegen die Vorhänge des Gemaches. Und das Tageslicht weckte den Träumer. „Wo bist du, Li —?" Und er

antwortete sich selber: „Im Park. Im hell
Sonnenlicht. In ihrem Element.“

Und er beeilte sich, zu ihr zu gelangen,
seiner „Wundervollbringerin“ —

Und suchte sie — und suchte sie.

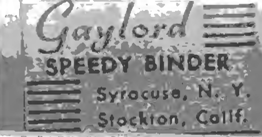
*

Am Mittag reiste er ab . . .

Ein Sommermittag war es, wie we
waren, und die Sonne stand in ihrer K
Mit Gold überschwemmt lag das weite L
die stillen waldgrünen Berghänge. Aufrecht
unbeweglich standen auf schlanken Stengeln
Blumen und gaben willenlos ihre geheim
Düfte hin. Erwartung ringsher in der Luft
süße Reife . . .

Der einsame Reisende blickte nicht auf.
war er wie das Papier, das er noch im
in der zusammengeballten Rechten trug.

„Mein Wolfgang,“ stand in Lis Schriftzi
darauf zu lesen, „ich gab Dir alles, was
noch besaß. Nun ist nichts mehr übrig ge
ben. Zürne mir nicht. Zürne der Zeit, die
bestohlen hat. Ich habe mich dagegen gew
so gut ich konnte — oft verzweiflungsvoll
aber die Zeit, die lange Zeit reichte weiter,
ich zu verteidigen vermochte. Sieh, mein W
gang, so wurde ich eine alternde Frau mit
grauendem Haar, der nur noch die Lichter
Abends den Schein ewiger Jugend verlei



Aber diese Ewigkeit endigt schon, wenn die Nacht endigt."

„Mein Wolfgang, ich gab Dir alles, was ich noch besaß. Und ich weiß, ich habe Dich so glücklich gemacht, wie Du es nie im Leben warst. Soll ich Dir heute nehmen, was ich Dir gab? Soll ich Dich heute so unglücklich machen, wie ich Dich glücklich machte? Ich gehe, damit das Bild, das Du über alles liebtest, das Dein Schönheitsüberschwang nie anders sehen darf, Dein Schönheitsüberschwang, der Deine Kraft und Deine Liebe und Deine Sehnsucht ausmacht — damit dies Bild von mir Dir bleibt. Und damit das Glück und das Jauchzen dieser Nacht Dir bleibt. Du mein geliebter Mann."

„Dann wirst Du das Leben ertragen können, wie Du es die sechs langen Jahre ertrugst. Noch sechs Jahre — und auch Du wirst ergraut sein und ruhig geworden. Und wenn ich dann wiederkomme und bei Dir anklopfe: ‚Hast Du einen freundlichen Feierabendsitz für mich, an Deiner Seite?' so wirst Du das Grau meines Haares nicht mehr gewahren und die blasser gewordenen Lippen."

„Ein Sommermärchen — Ich will es Dir sein und bleiben in Ewigkeit, Amen.

Deine Li."

Der Kosak

Heinrich Le

Im Westerwald sind gefangene Russen,
bei den Bauern arbeiten. Sie wohnen
einem Bauernhaus und sind glücklich, daß
arbeiten dürfen.

Sie sind glücklich, weil sie nichts bedürf
Sie halten auch gute Kameradschaft, weil
aus einer Gegend sind, aus und um Lodz. A
sprechen einige deutsch.

Wie der Kosak dazwischenkam, haben sie
noch fester zusammengeschlossen. Sie verste
seine Sprache kaum, und aus Aberglauben h
ten sie sich fern von ihm.

Er ist auch am liebsten allein, denn er
Heimweh.

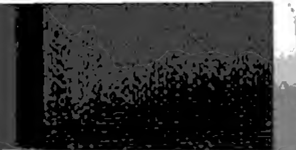
— — — — — — — — —

Es ist Nacht. Die Landleute schlafen, nur
Kosak steht im Hofe und lehnt am Brunne
der immer rauscht.

Er sieht über die Täler und Berge hinw
in das Dunkel.

Seine Worte, die langsam gesprochen, mu
meln wie das Wasser, das immerfort in d
Trog rinnt.

Seit er aus dem Kriege kam, war sein Ge
verwirrt. So sagten es die Leute. Er ließ
bei ihrem Glauben. Er wußte, daß er immerfo
reden mußte. Und wenn er keinen Zuhörer hatt
dann sprach er, um seine Ohren selber Me
schenstimme hören zu lassen.




Es war ihm, als sagte er immer etwas neues. Das er nie gedacht hatte, sprach sein Mund aus. Und er nannte es „das Singen der Seele“. Der einsame Kosak ließ seine Seele reden. Die war immer noch im Kriege, obgleich die warme Nacht um ihn floß wie der Mantel süßer Träume von Weib und Kind.

Aber nicht des Weibes Stimme hörte er, noch seines Kindes Singen. — Immer durchrauschte die Luft ein Feuerstrom, wie glühende Pferde, auf denen der Blitz saß, der den Donner schleuderte.

Er stand in den Forts des eroberten Przemysl, als er das Feuertier zuerst sah, dessen Hauch alle Kompagnien umwarf und tötete.

Aber er wandte seine Seele von den schrecklichen Bildern und sah in den großen sternenweiten Himmel, hing seinen Blick an den goldensten Stern und sagte:

„Heiliges Mütterchen Rußland, ich bete für dich, heiliges Mütterchen, hier im fremden Lande bete ich für dich; du bist eine starke, schöne und milde Frau, deine Söhne sind dir verschworen mit Roß und Gewehr. Deine Söhne kämpfen, wie der Bär für seine Jungen.“

„Gutes Mütterchen, aber der Feind ist voll List. Er hat die Künste der Hölle erlernt, der Teufel ist mit ihnen verbündet — er gibt ihnen sein Feuer in eisernen Maschinen, daß deine tapfern Söhne fallen wie morsche Maistauden im Sturm —“

„Strenges Mütterchen, verzeih deinen Söh sie fangen Wölfe mit den Händen und j den Bären mit blankem Messer. Aber g Feuerflammen und Blitze hast du sie nicht waffnet."

Seine Seele war wieder im Kriege.

Der Brunnen rauschte und von den Li fielen die Blätter.

Ein Bahnzug hämmerte in der Ferne. Ueber den Linien der Berge ging der n Mond auf.

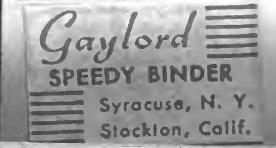
Der Kosak sah ihm ins Gesicht und spr

„Viele Millionen Söhne hast du, Mütter Rußland, und Töchter wie die Sterne, die le ten. Und immer werden sie sich um scharen, und die Sterne dem Monde zuwand Mütterchen Rußland, so ewig bist du."

„Aber die Kosaken sterben. Der Bauer s auch. Viele tausend sind gestorben und ste jede Nacht. Und müssen dich allein las Mütterchen Rußland."

„Ewig sind die Sterne nur. Gib mir Grab in deinem Lande, Mütterchen, wo Wolga rauscht und Kosaken darüber spreng

„Und laß die ewigen Sterne scheinen mein Grab."



)er Kreislauf des Lebens

Curt Moreck

Sie hieß Jeannette, als sie noch auf der Hofbühne der Residenz in der ersten Reihe ınzte und in ihrem Gazeröckchen zierlich und liederfein wie eine kleine Sèvresstatuette im :bjektiv der Operngläser erschien; sie hatte den leinsten Fuß aus dem ganzen Corps de ballet ınd war so zarten Wesens, als sei sie aus den)arfümierten Puderwolken der Theaterwelt ge=)oren und auf die Bretter gestellt worden, auf)enen sie tänzelnd, lächelnd durch ihre Jahre, hre Jugend, ihre Schönheit, ihre Verliebtheiten glitt.

Sie hatte auch, wie es sich für ein Wesen ihrer Art gehört, ein Verhältnis gehabt, und zwar ein doppeltes. Sie teilte ihre Gunst und ihr Temperament an den älteren Freund und an den altersgleichen Geliebten. Jener war eine angesehene Persönlichkeit in der Residenzstadt, ein Kaufmann aus großem Hause; er durfte ihr Blumen und Bonbons schicken, er bestritt ihre kleine Wohnung und ihre Toiletten, und er besuchte sie wie ein Onkel von auswärts. Der andere war ein frischjunger Bursche, der das Leben mit seinen festen Fäusten meisterte, und an ihn rankte sich ihre Zärtlichkeit zur vollen Liebesentfaltung auf.

Aber nun hieß sie schon lange Johanna, Fräu= lein Johanna Seidenfaden, und wohnte am An=

fang der Schirmmachergasse, wenige Sch
vom alten Marktplatz. Denn sie war in
kleine Stadt zurückgekehrt, von der sie einst
gegangen, und so hatte ihr Dasein den
zen Kreis des Lebens beschrieben und geschlos

In diesem kleinen, einstöckigen Hause,
sich schon ein wenig müde an die Nachb
anlehnte, hatte bis zuletzt ihre Mutter gel
hatte ihr Vater als ehrsamer Schirmmacher
wirkt und seinen Laden gehabt, den er
Vater geerbt, und alle Seidenfaden des gan
Städtchens waren hier ans Licht ihrer Tage
zogen worden. Fräulein Johanna Seidenfa
war die letzte des Namens, denn Kinderre
tum hatte man sich in diesem Hause niem
gestatten können, und zum Glück war di
Segen mit jedem andern ausgeblieben.

Mutter Seidenfaden hatte immer geme
aus ihrem Kinde Johanna müsse etwas
sonderes und Feines werden. Sie wußte se
nicht, welcher Umstand ihr zu dieser wohl
meinten Annahme Veranlassung gegeben,
vielleicht war es eine eigene dumpfe Sehnsu
über den Tag und den engen Horizont ih
Lebens hinaus, der ihr diesen Wunsch für
Kindes Dasein ins Blut legte.

Doch die heranwachsende Johanna zerstö
ihr Hoffnung und Pläne. Ein Schirmmach
geselle, blond und hübsch, wie es ihrem
wachenden Herzen gefiel, entführte sie aus
Schirmmachergasse ins große Leben, und als
dann in irgendeiner fremden Stadt saßen u

ch die letzten Nickel aus der mitgeführten Börse
wandert waren, da verließ er sie ohne Lebe-
hl und ging allein davon.

Johanna, die nicht nach Hause zurückmochte,
suchte manches, das sie durchs Leben bringen
lte, aber sie war noch sehr jung, zart und
nig geschickt in den Händen.

So lernte sie endlich das Tanzen, und als
etwas geworden war, besuchte sie eines
ges die Ihrigen. Aber der Vater war in-
ischen gestorben und die Mutter führte das
schäft weiter, so gut es ging. Als sie Johannas
schichte erfuhr, erinnerte sie sich wieder an
e damaligen Hoffnungen und Pläne, und als
die Tochter einmal auf der Bühne tanzen
, da glaubte sie alle ihre stillen Wünsche
selige Erfüllung gegangen, denn nun war
hanna doch etwas Feines und Besonderes
worden, ein schöner Tanzschmetterling in einer
derbaren fremden Welt.

Von diesem Glücksbewußtsein zehrte sie nun
langen Jahre der Witwenschaft und des
ers. Als sie, gebeugt, zahnlos und scheitel-
iß, starb, tanzte Jeannette schon längst nicht
hr in der ersten Reihe; sie kämpfte mit Atem-
und trug die Schminken immer dicker auf
e faltigen Wangen. Endlich schwollen ihre
ße an und es ging nicht mehr. Sie bekam
e Denkmünze und wurde mit einer kleinen
nsion zur Ruhe gesetzt.

Damals war sie in die kleine Stadt zurück-
ommen und hatte das erste Stockwerk ihres

Hauses bezogen, in dessen Erdgeschoß nun
anderer Schirmmacher seinen Laden hielt.

Das war vierundzwanzig Jahre her.
diese Zeit hatte man unten am Fluß den klei
Birkenhag angelegt und feine, schlanke Bä
chen eingepflanzt. Nun hatten sie bereits ei
guten Schuß getan und die seidenweiße H
beinah abgeworfen.

Die Liebespaare des Städtchens wande
abends schon in ihrem Schutz, wenn der Fl
spiegel zutraulich aufblinkte und die Ebene d
merte. Dann schlich auch Fräulein Joha
Seidenfaden hinaus und streifte zwischen
jungen Leuten herum. Mit gespitzten Ohren fo
sie einzelnen Paaren, drückte sich in das Du
und fing mit einer sonderbaren Begier de
Zärtlichkeiten auf, sog ihr Geflüster ins Ge
als hasche sie, eine Hungernde, Brosamen
fremden Tischen . . .

Mit der steten Erregung einer Verbreche
die nichts gegen den Trieb in sich vermag,
ging sie diesen Raub an fremden Zärtlichkeit
an anderer Liebe. Dann zitterte ihr altes H
und in die erloschenen Augen kam ein fremd
märchenfernes Leuchten. Erinnerungen der V
gangenheit geisterten in ihrem altersschwe
Kopfe, in ihrer Seele wallten die Schemen
Jugend. Unerfüllte Liebesglückseligkeiten blüh
wie Herbstblumen vor den abenddunklen Fenst
ihres Daseins.

An einem Augustabend war Johanna Seide
faden wiederum einem Liebespaar zur Sta



aus gefolgt. Sie hatte die jungen Leute nie=
ls vorher gesehen, vielleicht, daß sie nicht
; der Stadt waren.

Das junge Mädchen war fein und schlank
d hatte einen weichen Strohhut auf die vol=
i Haarflechten gedrückt. Er war ein kräftiger
d aufrechter Mensch, dem das weich und zärt=
h an ihn gedrängte junge Weib ein schönes
elbstbewußtsein geben mochte.

Diese beiden gingen den Weg, der am still
hintreibenden Fluß hinab zum Birkengehölz
ihrte, ziemlich stumm. Der junge Mann schaute
anchmal sonderbar lange in den Himmel, der
benddunkel und mit verlöschenden Lichtern über
er Erde lag, und in dem vereinzelte Stern=
unken schwach aufglommen. Das Mädchen an
einem Arm aber blickte dann vor sich hin, als
änden seine Augen nicht den frohen Zukunfts=
mut, offen in die Ferne zu schauen, oder als
seien seine Blicke flügelmüde und fernenbang.
Die aufhorchende Johanna Seidenfaden vernahm
auch manchmal einen seufzenden Atemzug, und
sie erkannte an den mutlos abfallenden Schul=
terlinien des fremden Mädchens, daß es nicht
glücklich sein könne. Aus dem kurzen, dum=
pfen Geflüster der beiden aber konnte sie nichts
entnehmen.

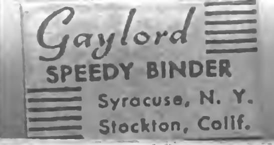
So gelangte das sonderbare Liebespaar mit
dem heimlichen Gefolge der alten Johanna Sei=
denfaden in das Birkengebüsch. Der Weg kroch
wie ein wandermüder Vagant in die Schatten
der hell und weich belaubten Bäume und blin=

zelte schläfrig und matt im Dunkel. Z
den Stämmen hindurch blinkerte der Fl
gluckste ans Ufer.

Da begann der junge Mann endlich z
chen ... Seine Stimme klang hart und
auf der Resonanz der weiten Stille, un
er sagte, klang nicht nach Liebesgesprä
Zärtlichkeiten. Es waren ernste Dinge,
in seinem Munde laut wurden und vo
das junge Weib an seinem Arm zusamm
und sich duckte. Sie hatten einen
Ton von Notwendigkeit und Schärfe,
Alte davon bis ins verdorrte Herz hine
terte. Wie eine gefahrumspielte Maus
sie auf. Irgendwie fühlte sie sich selbst
Leben mit dem Sinn dieser fremden Wo
knüpft.

Endlich schwieg der Mann, und
drohenden Schweigen wagte das Mäd
paar matte Entgegnungsworte und ein pa
Fragen zu tun. So leise es auch spr
Alte hörte alles ganz deutlich, als wü
Worte in ihrer eigenen Seele angeschla
klängen zaghaft, erinnerungsfern darin

Was sie hier geschehen sah, war i
fremdes Ereignis mehr. Alles das hatte
in jungen Jahren voll Schmerzlebendig
Wirklichkeitsrauheit erlebt. Dieses hier
eine von des Schicksals Wiederholunge
dieselben Worte, wie dieser junge Man
damals er gesprochen, mit denselben A
hatte sie gezagt und gehofft, das Trost



halten. Jenes und dieses, es waren dieselben
irklichkeiten. Es waren dieselben Schmerzen
d Sorgen, die hier gelitten, dieselben Tränen,
hier geweint wurden.

Und Johanna Seidenfaden wußte nun, daß
auch dasselbe Ende nehmen würde, und sie
hlte ein tiefes, mütterliches Mitleid mit dem
emden Mädchen, das ihre eigene einstige Qual
rchlitt.

Unterdes trieben die beiden Fremden sich mit
orwürfen und Beschuldigungen noch manche
charte ins wunde Herz, und es war doch ein
utzloser Kampf, in dem sie nur ihre stille
roße Liebe zueinander zu überwinden suchten.
ndlich schüttelte der Mann das an seinem Arm
lammernde Mädchen heftig von sich ab; aber
och in dieser unsanften Gewalt lag alle Liebe,
nd es verriet sich in dieser Gebärde nur die Ver=
weiflung seiner Seele. Einen Augenblick stand
r allein, während das Mädchen sein Gesicht
chluchzend in die Hände barg.

Mit feuchten Augen betrachtete die greise
Johanna Seidenfaden den von innerem Kampf
zerrissenen und geschüttelten jungen Menschen,
und ein großes, spätes Verzeihen für den da=
maligen Fluchtgenossen stieg in ihr auf, denn
nun begriff sie, daß auch ihm jenes Losreißen
und Verlassen eine bitter durchkämpfte Notwen=
digkeit gewesen war.

Endlich war der junge Mann nach einem ge=
peinigten, qualvollen Zurückblicken davongeeilt
und lief nun sinnlos und gejagt ins Freie hin=

aus, floh in die sich verdichtende un
zusammenballende Nacht, während das
mit der Not seines Herzens zurückblieb
an einen Baum gelehnt, seinem Jammer

Behutsam schlich Johanna Seidenfa
an die Weinende heran. Sie fühlte es
Pflicht in sich, die Wunden ihrer junge
salsgenossin mit der zeitlos großen G
alten Hände samaritersanft zu pflegen
heilen.

Die Fremde widerstrebte nicht, als
ihre Schultern berührte und den Arm
Rücken legte. Sie war ohne Willen
wußtsein, schlaff und dumpf wie ein
Gefühl war taub wie das eines Er
war doch alles, was ihr Leben ausma
ihr geflohen, als ob das Blut aus de
neten Adern entströmt sei. So ließ sie
der Greisin den Weg in ein leeres D
eine fremde, unfreundliche Stadt zurü
ohne dessen zunächst gewahr zu werde

Erst als sie bei den ersten Häusern
kamen und aus einem Fenster ein brei
band über die Straße fiel, da ward die
der Führung der alten Unbekannten i
ein großes Verwundern verdrängte für
blicke den Schmerz aus ihren Sinn
schaute mit großen, verwirrten Augen
Begleiterin, deren Arm sie entglitten w
warf sie einen verstörten Blick um
wieder schlug der dunkle wallende Ma
Herzensnot um sie zusammen.

Johanna Seidenfaden schlang ihren Arm um
Weinende und sprach gütig auf sie ein. Sie
nd ferne, seltene Worte der Liebe, die eine
ele besänftigen und streicheln, die Schmerz-
chen glätten und gleichen. Und dann standen
beiden Frauen vor dem kleinen Hause in
Schirmmachergasse, die Alte schloß die
ustüre auf, und willenlos ließ sich die Junge
den finsteren Flur ziehen.
In ihrer Kammer bereitete das alte Fräulein
hanna Seidenfaden dem unbekannten Gast
eigene Bett. Mochte die Bekümmerte dort
ich und warm in einen vielleicht freundlicheren
g hinüberschlummern, und die schlimme
unde verharschte wohl ein betäubender Schlaf.
derspruchslos folgte die Fremde allen freund-
en Worten mit schmerzgelähmtem Willen. Sie
es zu, daß die gutmütige Alte das Kleid
ihrem schlaffen Körper löste und ihr die
chten aufknotete. Jung und schlank stand sie
weißen Gliedern im Lichtschein der Lampe,
die feinen Arme hingen müde an ihrem
idchenleibe. Das weiche blonde Vließ des
ares wallte rückenherab und bedeckte fast die
euen Linien ihrer Schultern.
Mit einem seltsamen Entzücken betrachtete
hanna Seidenfaden die Fremde, und es war
, als sähe sie in dieser ein Spiegelbild ihrer
enen Jugend und ihres gewesenen Schön-
ns. Schneckenweich überkroch die Wehmut ihr
rz. In dieser fremden Frauenerscheinung liebte
nun die eigene Vergangenheit, den eigenen

Glanz, die einstige Schönheit. Da hörte d
Fremde auf, ein lebender Mensch zu sein. Ei
Vision war sie, ein Wunder zwischen Tag u
Nacht, dämmerumsponnen, geheimnisumdunkel

Mit der Liebe ihrer alten Hände bette
Johanna Seidenfaden das liebliche Wunder v
Schönheit und Jugend in ihre eigenen Kisse
trug die Lampe sacht hinaus und ließ Dunk
sein. Dann lauschte sie noch ein Weilchen a
den Atem der Fremden, der die Stille der Nac
und des Raumes sonderbar belebte. Sie fühl
die Spur von etwas Geheimnisvollem, Schic
salhaftem, das hoch über den Horizont ihre
Gedankenwelt hinausragte, und sie meinte, da
sie selbst immer mehr zusammenschrumpfe v
der Größe dieses wirklichkeitsfernen Erlebnisses

Auf der Spiegelkonsole stand ein kleines gold
gerahmtes Bild. Im Dunkeln tappte sie hin
nahm es und verließ damit die Kammer. Al
sie ins Nebenzimmer kam, setzte sie sich bei de
Lampe hin und betrachtete die kleine zierlich
Gestalt unter dem Glas mit ihren müden graue
Augen, und es war ihr, als bewege die hübsch
Ballerina ihre feinen Glieder, als vibrierten d
duftigen Rüschen des Gazeröckchens in Tan
rhythmen, während der Mund lächelte und d
Augen glühten.

Da nickte Johanna Seidenfadens Kopf au
den Tisch hinab, des Scheitels Silber blink
im Lichtsturz der Lampe, und die Müde schlum
merte, von Erinnerung erfüllt, ein.

Bald aber erwachte sie von einem leisen
eräusch aus ihrem freundlichen Traume. Auf-
rchend blieb sie sitzen, nachdem sie sich aus
r Schlafbefangenheit losgerissen. Mit stiller
amme brannte die kleine Lampe und beschien
re Hände, gelbe Lichtschleier hing sie an die
mmerwände und über die dunklen Möbel.
Von einer plötzlichen Angst befallen, stand
e Erwachte auf und schlich in die Kammer
nüber. Da erblickte sie das leere Bett. Hell
immerten die Kissen durch die Dunkelheit. Die
ecken waren noch warm vom Körper der
chläferin, aber sie selbst war fort. Sie mußte
r Kleid übergestreift haben und in die Nacht
nausgeflohen sein.
Große Not kam über die Greisin, und ihr
erz ängstigte sich um das Leben der Fremden.
hre Hände tasteten zitternd über den Körper-
ndruck in den Kissen. Dort hatte ihr Kopf
legen, dort war ihr Haar, blond und voll,
ver das Linnen gerollt. Was wurde nun aus
r?!
Wie in einer Lähmung starrte Johanna vor
h hin und suchte einen Gedanken zu fassen;
nn raffte sie sich auf, warf ein großes Tuch
n die Schultern und tastete sich die finstere
tiege hinab auf die Straße. In Stille und
ächtlichkeit lag diese. Der sommerhohe Him-
el war schwarz wie tintengesättigte Watte und
e wenigen Sterne schmolzen lichtlos dahin wie
chneefünkchen. Von der Fremden gewahrte die
lte keine Spur.

Mit kurzen, angestrengten Schritten trippelt sie die Gasse hinauf zum Markte. Der heftig Atem pfiff aus ihrer Kehle wie durch eine ver stimmte Flöte und ihre Finger krampften da Tuch über der Brust zusammen. Fiebernd dacht ihr Gehirn nur den einen Gedanken, daß s der Fremden nacheilen, daß sie sie einholen un zurückbringen müsse.

Von dieser klar empfundenen Notwendigkei erfüllt, trieb sie den Schritt an und eilte von Marktplatz in eine der zum Fluß führende Gassen, und als sie einen Hausvorsprung umbog, sah sie am Ende des Gassenlaufes die hell Gestalt der Fremden vor sich. Sie hastete nicht; sie ging wie einer, der unsicher unbekannte Wege entlangsucht und des Zieles noch ungewiß ist.

In den engen Gassenschluchten war nichts als Stille und Dunkelheit, in der ein paar Laternenflammen brannten. In zurückliegenden Höfen knurrte manchmal ein Hund; aus etlichen Zimmern hörte man feines, heimliches Uhrticken durch die Läden, als seien bohrende Holzwürmer am Werk. Und trotzdem hörte die Flüchtige nicht den Schritt der Nachfolgenden, so sehr hatte das Leid des Herzens ihre Sinne stumpf gemacht.

Nun war die alte Johanna ganz nah herangekommen, so daß sie beinah auf den Schatten treten konnte, den die Fremde schwer wie einen dunklen Sack voll Unglück hinter sich her schleppte. Jetzt fing sich in der Häuserenge ein

ses Rauschen vom Fluß her, wo die Wasser re sommerheißen Buckel an den Mauersteinen eben.

Dorthin also trieb es das Mädchen. Heftig mend schritt es an den Häusern entlang. Sein eißes Kleid löste sich in der Dunkelheit fast ie ein feiner Nebel auf. In der Uferstraße ar es ein wenig heller, und dort konnte die achfolgende Alte auch endlich, wie einen bleichen chein, des Mädchens Gesicht sehen.

Plötzlich sprang es zum Uferbord hin, huschte ine kleine Treppe hinab, und ehe die erschrockene reisin die Flüchtige erreichen konnte, stand sie chon bis zu den Knien im Flußwasser. Wie eißer Schaum umschwamm sie der Saum ihres leides. Das Wasser, das allerhand Unrat us den Straßengossen aufschluckte, umwiegte ie und betastete ihre feinen Glieder, so daß sie chamhaft zaudernd stillstand, ehe sie tiefer hineinschritt.

Da aber erfaßten sie Johanna Seidenfadens besorgte Hände und zogen sie sanft, aber stark zurück. Widerlich rochen die am Ufer schwimmenden Abfallinseln; der Schmutz, der ihre Reinheit und Schönheit beflecken wollte, machte ihr Ekel, und sie ließ sich willig zurückführen. Schwer hing der nasse Kleidersaum an ihr, als sie neben der Alten dahinging.

Diese schaute besorgt und bewegt auf den Schützling; sie tauchte heimlich ihre glücklichen Hände in das offene blonde Haar und fuhr zärtlich der Hals- und Schulterlinie nach; sie

freute sich an der kindlich zarten und denno
reifen Schönheit des Mädchens, das wie ei
Traumerscheinung in ihr altes Leben getret
war und das ein seltsames Schicksal ihre
Herzen verkettet hatte.

An verschlafenen Häuserfluchten gingen s
nebeneinander dahin. Ein lauer Frühwind ka
aus der Ebene dahergestoßen und raunte i
hohen Grase des Flußdammes. Er ließ da
Blondhaar des jungen Weibes um den bloße
Hals rieseln, und ein paar große reine Auge
öffneten sich seinem gelinden Anhauch mit ve
wunderten Blicken.

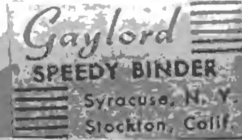
Die greise Begleiterin hatte einen Arm un
des Mädchens Hüfte geschlungen und hielt sein
schlaff herabhängende Hand in der ihren. Si
fühlte das junge Blut in den Adern fließe
und pochen, und ihr Herz erstarkte am Wieder
erwachen dieses fremden Lebens.

Wortlos schritten sie weiter und überholten
die letzten Häuser am Fluß.

Auf einer Bank ließen sie sich nieder. Ihre
Füße waren müde von irrenden Wegen. Dankbar
schaute die Greisin dem blassen Hellwerden der
Fernen entgegen, und ihre Finger spannten sich
glücklich um die junge zarte Hand des Mädchens,
das, den Kopf auf die Brust gesenkt, in das
rauschende Vorübertreiben des Stromes starrte,
als liege in seiner starken, hinreißenden Gewalt
das Geheimnis ihres Lebens.

Endlich aber seufzte es tief und ließ die
Augen auf dem silberblinkenden Scheitel der





ten ruhen, es drängte den heftig atmenden
rper an ihre Schulter, und dann löste sein
fer, einsamer Schmerz sich in einem heißen
ränensturz.

So schmolz die Herzensnot im endlichen
chicksalsbegreifen lautlos dahin und überrann
ärmend die Hände der greisen Helferin. Und
ährend das Weinen den jungen, schönen Körper
Lebenswellen erzittern ließ, blickte die Alte
umm und gütig in das aufquellende Sommer-
cht des Morgens.

Der Knecht

Alfons

Von dem mit sumpfigen Wäldern
Berge war an einem Mittag, der
und heiß über das menschenleere Land d
lichen Mongolei ausspannte, ein einzeln
herabgeritten, der an einem Saum vo
und wilder Wiese, da, wo man fern de
See schimmern sah, vom Pferde st
wartete. Nach einer Weile folgten i
Männer mit beladenen Pferden und sti
sie bei ihm angelangt waren, aus den
Der eine, ein alter Hunne in eine
feuerroten Kutte, trieb sogleich die T
die gute Weide; der andere, ein
Knecht, aber streckte sich, ohne die
Pferden herabgefallenen Packstücke auf
vor seinem Herrn der Länge nach i
und sagte, ohne aufzublicken: „Von
Herr, werden wir nicht mehr zusammen

„Seit einiger Zeit ist etwas mit
in Ordnung, Wanja!" antwortete der
einer Stimme, in der ein wenig Erregu
„Also heraus mit der Sprache!"

„Weiter nichts," sagte Wanja. „
Ihnen, Gospodjin Doktor Berthold,
daß ich und Zsoso Sie verlassen werd
daß wir unsere Pferde mitnehmen. Si
dann zu Fuß weiterkommen oder h
hungern."

„Darf ich nach dem Grund eures liebenswür-
gen Entschlusses fragen?"

Wanja lachte höhnisch. „Ich habe alles mit
n Mongolen besprochen," sagte er nur. „Auch
will nicht mehr mit Ihnen reisen. Und ich
ll mit ihm. Ihre Sachen lassen wir hier,
r sind keine Diebe. Sie haben ja die Karte,
s Fernglas, — werden schon nach Hause
iden."

„Ueber dich sage ich kein Wort," antwortete
ertholo ruhig. „Seit drei Monaten bist du
ein Begleiter. Hast dir anfangs Mühe ge-
eben, deine Pflicht zu tun. Bald aber habe
h nichts Gutes mehr von dir erwartet, habe
ausend Schwierigkeiten durch dich gehabt. Drei
Pferde gingen mir durch deine Dummheit ver-
oren . . . Wundere mich nur, daß du erst jetzt
um Verräter wirst, jetzt, kurz vor dem Ende der
Reise. In Zsoso habe ich mich getäuscht. Er
st der erste Mongole, der Schlechtes an mir
ut. Wie konnte mir Sipjägin, dein Landsmann,
der uns Gastfreundschaft erwiesen hat, einen
solchen Menschen mitgeben? Den Lohn für die
Begleitung läßt er sich im Voraus zahlen und
macht sich nun unterwegs mit dir davon. Merk-
würdig."

„Zsoso geht nicht weiter mit Ihnen," wieder-
holte Wanja.

„Er ist nicht mehr wert als du. Geht so-
fort. Geht mir aus den Augen. Aber die Pferde
bekommt ihr nicht."

„Das werden wir ja sehen. Die Pferde ge-
hören dem Mongolen. Mögen Sie hier verhun-
gern, das ist uns gleichgültig. Aber zuvor be-
komme ich noch von Ihnen meinen Lohn und
die Papiere."

„Geld und Papiere?"

„Bitte sich zu erinnern, Herr: wir haben in
Seissan im Kontor der Firma Melnikow aus-
gemacht, daß ich am Ende der Reise meinen
Lohn und das Geld für die Heimreise erhalte.
Ich verlange mein Geld für dreiundsiebzig
Tage."

„Wir sind hier nicht am Ende unserer Reise,
Wanja," sagte der Deutsche bedächtig, gleichsam
verwundert. „Ich kann nicht plötzlich aus die-
sem Baum eine Schublade herausziehen und di
Geld geben. Das Ende unserer Reise ist Irkutsk
Dort wirst du in zehn Tagen dein Geld er-
halten, keine Kopeke zu wenig."

„Ich sage Ihnen doch, wir sind am End
unserer Reise, verstehen Sie mich nicht?" droht
Wanja.

„Nichts verstehe ich," gab Berthold zurück
Seine Hand umklammerte in der Tasche de
Revolver; er saß mit dem Rücken gegen eine
starken, breiten Baumstamm und verfolgte seh
aufmerksam jede Bewegung des Burschen, de
nur zwei Manneslängen vor ihm hinter eine
kleinen Erdwelle im Grase lag. Wenn er de
Kopf duckte, dann bot er kein Ziel mehr. I
zwei Sprüngen aber konnte er sich auf ih
stürzen. Der Mongole hielt sich abseits. Zu



ück hatte er es also einstweilen mit Wanja
ein zu tun. Vielleicht blieb ihm bei einer
chen Bewegung des Burschen nicht einmal
it, die Waffe herauszureißen. Aber auch sie
gen wollte er nicht, solange noch die Mög-
hkeit einer friedlichen Auseinandersetzung war.
ein Finger hatte den Drücker gefunden; er war
reit, aus der Tasche zu schießen wie die Ameri-
ner in Wild-West.

„Sie verweigern mir also mein Geld und
eine Papiere?" sagte Wanja lauernd.

„Durchaus nicht," lächelte Berthold. „Laß
ns doch einmal genau ausrechnen, was du zu
kommen hast. Einen Teil habe ich dir ja
hon gegeben. Laß sehen: wieviel Tage sind
ir beisammen? Am 16. April bist du in
einen Dienst getreten, wir haben heute den
7. Juli. Das sind — warte: April hat dreißig
age. Mai einunddreißig. Juni dreißig. Warte
– das wären einhundertundzwei Tage, oder
bensoviel Rubel, die ich dir schulde. Fünfzehn
Rubel gab ich dir schon vor der Abreise; für
eine Frau ... Nochmals erhieltest du fünf-
ehn Rubel, und zwar in Kobdo ... du kauf-
est dort chinesische Gegenstände und schicktest
ie nach Hause. Später gab ich dir noch sechs
Rubel, du wirst dich erinnern. Macht zusammen
sechsunddreißig Rubel, die abgezogen werden müs-
sen. Es bleiben demnach sechsundsechzig Rubel
für dich."

„Sechsundsechzig Rubel!" triumphierte Wanja.
Zugleich machte er eine sehr nachdenkliche Miene,

denn so schnell konnte er doch das alles u
möglich nachrechnen. „Dann, außerdem, Herr
sagte er und zwinkerte mit den Augen, „b
komme ich das Geld für die Rückreise v
Ihnen."

„Gewiß," sagte Berthold. „Von Irkutsk
fährst du mit der Eisenbahn und später ei
Strecke zu Schiff. Wieviel das kostet, werd
wir später ausrechnen."

„Aber Sie hören doch, ich will nicht m
Ihnen nach Irkutsk!"

„Dann wirst du auch kein Reisegeld bekom
men," erwiderte Berthold; „deinen Paß werd
ich in Irkutsk bei der Polizei abgeben."

„Wie wollen Sie ohne uns nach Irkuts
kommen!" sagte Wanja frech, aber doch m
einem erstaunten Blick auf seinen Herrn. Diese
schwieg. Mit Verwunderung betrachtete er sei
Gesicht, das in Gedanken zu versinken schie
und ihn schon gar nicht mehr sah. Auch e
selbst fand ja die Sache nicht so einfach; ma
mußte sehr klug vorgehen mit diesem verdammte
Deutschen. Warum hatte er ihm nicht einfac
nachts im Zelt das Beil auf den Kopf ge-
schlagen? Man konnte ihn auch binden und im
Walde liegen lassen. Sie schliefen doch neben
einander in dem kleinen Soldatenzelt, waren
wochenlang allein gewesen mit ihrem Haß. Doch
er getraute es sich nicht allein, wollte lieber
auf einen Gefährten warten. Aber die Mon-
golen, die zuweilen ihre Führer waren, ließen

) gar nicht mit ihm ein; sie haßten ja still=
weigend alle Fremden. Endlich, bei Zsoso, der
n schon vier Tage bei ihnen war und auch
n Deutschen haßte, ging es. Zsoso war ärger=
) geworden, daß der Herr sie vorwärts trieb
ne Rücksicht auf die Pferde. Sogleich hatte
n Wanja den Vorschlag gemacht, den Deut=
en zu verlassen. Seitdem hatte Zsoso nachts
ht mehr draußen vor dem Zelt geschlafen,
dern auf dem bloßen Boden zwischen dem
rrn und dem Diener, wie um zu verhüten, daß
ne seinen Willen etwas geschah . . . heute end=
) war er einverstanden gewesen, wegzureiten.
ei Säckchen mit schwerem Silber hatte der
rr in dem ledernen Koffer. Daraus hatte
die Pferde bezahlt, die er am Anfang der
ise gekauft hatte, und hatte auch Sipjägin
ld gegeben für Zsoso. Sipjägin hatte es be=
ten, denn Zsoso war sein Schuldner. In dem
en Säckchen waren Rubel, in dem andern
ck Silberstücke von verschiedener Größe, die
n noch, wenn es nötig war, mit der Axt
kleinerte und in kleinen Gewichten für ge=
tete Dienste an die Mongolen weggab, oder
die Hirten unterwegs für einen Hammel,
man schlachten ließ und mitnahm. Im übri=
knauserte der Herr mit seinem Silber. Kaufte
den Mongolen nichts, sondern gab ihnen
Gastfreundschaft kleine Taschenmesser zum
schenk oder Fischchen aus Gummi. Vielleicht
r ihm das Geld jetzt ausgegangen? — Jeden=
ls war für Wanja allerlei zu bedenken . . .

„Zum Teufel, wo bleibt das Ess[...]
kein Feuer? Was soll das heißen? [...]
Vorräte aus, ich will essen! Nach d[...]
macht, was ihr wollt!" fuhr ihn Bert[...]
lich an, mitten in seine Ueberlegungen [...]

Wanja stand verdutzt auf und kratz[...]
den Ohren. „Nun, gut . . . nach d[...]
wird sich besser reden," sagte er kleinla[...]
rig war er auch. Der Herr natürlich b[...]
am Baume sitzen und schrieb in sein [...]
Noch einmal kräftig essen konnte nicht[...]
wer kann wissen, was es nachher [...]
Sache war aber nicht einfach, hier [...]
Tage . . . Es war noch Reis im [...]
ein tüchtiges Stück Schaffleisch, übri[...]
der Vorrat zu Ende. Man muß v[...]
Lebensmitteln unbedingt ein Teil mitneh[...]
vollständigte jetzt Wanja seine Betr[...]
während er begann, Reisig zusamm[...]
Dabei beobachtete er Berthold versto[...]
jetzt keinen Augenblick mehr von seine[...]
buch aufsah. Unheimlich war ihm diese[...]
. . . . konnte sich wie eine Wespe auf[...]
ein Garnichts . . . gestern noch, als e[...]
einem störrischen Pferde ein bißchen [...]
Knüppel aufs Maul schlug . . . Da[...]
blieb er still wie ein Toter in Augenb[...]
andere fluchen oder sinnlos mit dem[...]
besten Peitschenstiel dreinschlagen . . .
dem Morgen, als ihnen beim Uebers[...]
eines Flusses zwei Pferde ertranken [...]
Teil des Gepäcks mit verloren ging.

m wandernden Sandstrom, wo sie nach dem
oßen trockenen Sturm zwei Tage lang umher-
rten mit vertrockneten Gaumen und brennen-
n Augen, und wo die Wasserplätze, die sie
nden, ausgetrocknet oder salzig waren, da
ien es, als habe dieser Deutsche vollkommen
e Sprache verloren. Ein stummer Gefährte
schwer zu ertragen. Nie würde er den Abend
rgessen, wo der Deutsche noch einmal vor das
lt auf die Anhöhe hinausging, wo man un-
dlich weit hinaussehen konnte über die Hun-
rsteppe und die fernen kahlen Berge gegen
n blutroten Himmel im Westen. Er stand da
ien mit dem Gesicht eines Erzengels. An
esem Abend wäre es ihm nicht schwer gefallen,
r ihn zu sterben ... Am nächsten Morgen
nden sie Wasser ganz in der Nähe, denn hier
rloren sie durch Wanjas ungeschickten Eifer
dem tiefen, nur ganz unten noch mit Wasser
sgefüllten Bodenloch fast das wichtigste Stück
er Ausrüstung, den Eimer ... Der Deutsche
gte nichts ... teilte mit ihm wie zuvor das
ger im Zelt, aß nichts was er nicht mit ihm
lte, das mußte man ihm lassen: hier gab
keinen Unterschied. Und sie lebten nicht wie
me Fuhrleute von schlechtem Ziegeltee, von
em, kaum genießbarem Salzfleisch und Zwie-
ln gegen den Skorbut ... Und doch um-
nürte jeden ein eiserner Ring. Einen Gott
tte dieser Deutsche, der jede Gemeinsamkeit
möglich machte, — sein Notizbuch ... Diesem
inen Buch in seiner Tasche diente er morgens

und abends. Gott allein mochte wissen, was es
zu schreiben gab, dieses Notizbuch aber machte
ihn unempfindlich gegen alles Aeußere. Mehr
als einmal war er in Versuchung gewesen, vor
den Schreibenden hinzutreten, ihm das Buch aus
der Hand zu reißen, es in das Lagerfeuer zu
werfen, darauf zu spucken und herumzutreten.
Oder ihm dieses Notizbuch zu stehlen; denn
sicherlich war auch über ihn, Wanja, allerhand
Böses aufgeschrieben . . . Steine hob der Deutsche
auf, gewöhnliche, handgroße Steine, von denen
Millionen herumlagen, er sammelte sie in Säck-
chen und belud damit die Pferde. Viele hatte
Wanja heimlich wieder fortgeworfen, und seine
größte Freude war, daß nachher alle mit einem
Schlage verloren gingen, sie waren in dem Teil
des Gepäcks, den sie bei einem Flußübergang ein-
büßten. — Schon wieder saß der Deutsche da
mit seinem Notizbuch. Wanja sah verstohlen zu
wie er wieder, zum hundertstenmale, wie jeden
Tag, das Thermometer aus dem Futterale nahm
wie er mit spitzen Fingern, das Ende der Korde
erfaßte und die mit flüssigem Silber gefüllt
Glasstange im Kreise herumschleuderte. Wie e
dann auf die Uhr sah und neue Zahlen in da
ewige Notizbuch schrieb. Wanja seufzte, nahm
den Kessel und ging an den Bach hinüber, um
Wasser zu holen. Dort sprach er mit Zso
Berthold hatte Zeit gewonnen, um seine Lag
genau zu bedenken. Es war möglich, daß ih
die beiden mit den Pferden verließen. Vielleic
war es nicht so sehr Wanja als der Mongol



er hinter diesem unerhörten Plan steckte, dieser
lte unheimliche Hunne mit seinem wie aus
hwarzem Ton gebrannten Gesicht und den klei-
en stechenden schwarzen Augen, wie einer der
ötzen in den chinesischen Tempeln sah er aus.
Vas dann? Wenn sie wegritten, mußten sie es
ielleicht nach einer Stunde schon bereuen, ihm
ein Gepäck gelassen zu haben; konnten in der
lacht wiederkommen und ihn überfallen oder
äuberische Eingeborene hinter ihm hersenden.
Vielleicht war doch der gerade Weg der beste:
ie beiden mit dem Revolver in der Hand zur
Besinnung zu bringen. Er handelte in der Not-
vehr, es konnte sein, daß es dann einen Kampf
gab auf Leben und Tod, und mindestens Ver-
vundete am Schluß. Dann erst begann die Tra-
gödie. Passierte etwas, so mußte er sich natür-
lich später auf russischem Boden den Gerichten
stellen . . . Man kennt diese Untersuchungen einer
niemals ganz aufzuklärenden Sache, ohne einen
zuverlässigen Zeugen. Nur im äußersten Falle
durfte er sich der schrecklichen Möglichkeit aus-
setzen . . . Schließlich war vielleicht das alles
doch nur ein Spiel, um ihn ins Bockshorn zu
jagen. Wenn es aber Ernst war — ja selbst
dann noch, war es vielleicht die klügste, wenn
auch eine sehr kühne Rechnung: sie einfach ziehen
zu lassen, weil sie doch mit großer Wahrscheinlich-
keit nach einer Stunde wieder umkehrten, nach-
dem der Versuch, ihn einzuschüchtern, mißlungen
war. Er stellte rasch im Geist zusammen, was
er aus seinem Gepäck, das zwei Pferdelasten

ausmachte, heraussuchen würde, um es i
sack mitzutragen: Notizbücher, Proviant,
Instrumente, Kochgeschirr, Feuerzeug u
Decke. Was das Zelt, die Ledersäcke
Kleidern, Wäsche, Büchern, einigen Pfu
ber, das schwere Reitzeug anbetraf, so b
nichts übrig, als das alles im Wald zu v
und sich die Stelle genau einzuprägen.
mußte er in Gottesnamen nordwärts ma
immer am See entlang. Kurz hinter
nördlichsten Zipfel begann ja schon die
Grenze. Mehr als vier Tagemärsche k
nicht sein. Hier waren sie seit Tagen
Menschen mehr begegnet; dort oben war
nicht mehr so unwahrscheinlich, daß er
traf, mit denen er sich verständigen k

Wanja rief zum Essen. Schweigend
Berthold in den Kessel; auch die and
gannen ihren Hunger zu stillen. Sie
mit ihren Messern das graue, gekochte
schlürften aus ihren hölzernen Eßschalen
Reis vermischte Brühe; Wanja bereitete
wie immer, den Tee. Der Mongole na
ständlich noch an einem Knochen, Wanja
sich etwas verlegen das Messer an den
ab. Berthold zündete eine Zigarette
sagte dann in strengem Ton: „Nun?"
Wanja mit niedergeschlagenen Augen sagte
ist keine Art zu reisen. Menschen un
gehen dabei zugrunde."

„Dummes Zeug," sagte Berthold. „
der sechste Tag unserer Abreise von

oso hat mir versprochen, am fünften Tage
der Grenze zu sein, aber noch sind wir
ei Tagereisen von ihr entfernt. Ihr wißt, daß
Eile habe. Wenn ich euch nicht angetrieben
itte, säßen wir noch an dem großen Fluß
id warteten, bis einer käme, der uns auf dem
ücken hinübertrüge." Er stand auf und be-
nn auf und ab zu gehen.

Wanja und der Hunne blieben sitzen. Es gab
vischen beiden eine Auseinandersetzung. Berthold
riet sofort, daß sie keineswegs ganz einig
aren. Ein paar Worte ihrer Unterhaltung ver-
and er; sie sprachen von Rubeln und von
ferden.

„Sage Zsoso, daß mir drei seiner Pferde bis
ır Grenze genügen," warf Berthold jetzt unver-
ittelt in ihre Unterhaltung; „die andern magst
u nehmen."

Wanja weigerte sich, diese Worte zu übersetzen;
r schwieg. Der Mongole aber sah Berthold fra-
end an, wies auf die Pferde und machte eine
eteuernde Bewegung. Berthold schüttelte den
opf. Endlich stand der Mongole auf, holte
ines der Pferde herbei und zeigte Berthold meh-
ere wunde Stellen auf dem Rücken des Tieres.

Jetzt sprach Wanja mit ihm und wandte sich
ann wieder zu Berthold: „Der Mongole ver-
angt vierzig Rubel Entschädigung. Seine Pferde
ind verdorben. Er wird nicht mit bis zur Grenze
eiten."

„Was sprichst du da?" sagte Berthold scharf.
„Wenn ich ihm dasselbe Geld, das er im voraus

von mir bekommen hat, noch einmal zahle, dann ist er bereit, bis zur Grenze mit mir zu gehen. Ich glaube, das sagte er soeben."

„Nun, ja . . ." verbesserte sich Wanja.

„Du aber willst allein zurückreiten?" drang Berthold weiter.

„Wir sind Freunde. Der Mongole gibt mir zwei Pferde. Damit komme ich bis zu Sipjägin zurück."

Berthold merkte, daß das gelogen war. „Wie gute Freunde ihr doch seid!" spottete er. „Hoffentlich wirst du ihm später seine Pferde zurückgeben. Doch immerhin: Gute Reise und meine Grüße an Sipjägin. Wirst ihm alles richtig erzählen . . . Nun warte einen Augenblick, ich habe noch ein Wort mit dem Mongolen zu sprechen, du siehst, er wartet darauf."

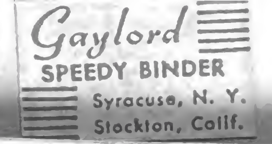
Wanja machte ein ungläubiges und zugleich ärgerliches Gesicht. Berthold aber nahm den Mongolen am Aermel und führte ihn ein paar Schritte in den Wald. Jetzt war die Gelegenheit da, die wenigen Worte, die er von der Rabensprache dieser braunen Menschen seinem Gedächtnis heimlich eingegraben hatte — eine Kenntnis, die er vor Wanja sorglich geheim gehalten hatte — zu verwenden.

„Zsoso!" begann er. „Du willst mich verlassen?"

„Ja," antwortete der Alte.

„Warum? Du bist ein schlechter Mensch."

„Nicht ich . . . Wanja ist ein schlechter Mensch. Meine Pferde gehen zugrunde."



Berthold schüttelte den Kopf. Er begriff jetzt deutlicher, daß die beiden Leute nur aus seiner Unerfahrenheit Nutzen zu ziehen gedachten. Wie oft kam es vor, daß Reisende ihre schlapp gewordenen Pferde gegen eine kleine Draufgabe bei den Nomaden auf der Weide gegen frische Pferde umtauschten. Warum legte Zsoso den Tieren keine Pflaster auf? So fragte er denn ohne Umschweife: „Wieviel Rubel willst du haben?"

Der Hunne schien zu erwachen; er hob sofort beide Hände hoch. Zwei Finger der rechten Hand waren nach innen gebogen. Das bedeutete zwanzig.

„Arba?" fragte Berthold.

„Chörrin!" sagte der Mongole.

„Arba!" wiederholte Berthold, wandte sich zur Seite, nestelte an dem Ledersäckchen, das er auf der Brust trug, und holte zwei Fünfrubel-Scheine hervor. Zsoso nahm sie, hielt sie gegen das Licht, faltete sie dann klein zusammen und steckte sie in den Stiefelschaft. Nun klopfte ihm Berthold auf die Schulter, führte ihn wieder aus dem Walde, wies auf die weidenden Pferde, und sagte: „Mein."

Der Hunne nickte, blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, dann ging er zu Wanja und nahm ihn bei der Hand. Wanja stieß ihn zurück. Nun ging der Alte zu Berthold. Kräftig ergriff er mit seiner harten, schwarzen Klaue die leichte Hand des Europäers. Aber auch

Berthold wehrte sich noch gegen d
nungsversuch.

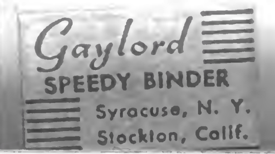
Wanja war im Gras liegen gebl
sich zu rühren. Mißtrauisch sah er z
der Hunne aus nasser Erde und e
das er bei sich führte, einen Teig
er den Pferden auf den Rücken schm
thold stand an den Baum gelehnt. D
wurde jetzt wieder aufgenommen.

„Ich habe zu wenig Lohn geford
Wanja. „Der Kontorangestellte der
nikow ist ein guter Freund von mi
verlangte ich nur einen Rubel für
Hätte zwei Rubel verlangen müsse
Rubel ist ein Hundegeld für die sch
mit Ihnen . . . Sie werden mir ein
schreiben: Zwei Rubel für den Tag.
ich zufrieden sein."

„Weiter nichts?" sagte Berthold.
du doch sogleich das Papierchen.
Walde . . . Nimm Tinte und Feder,
unterschreiben."

„Ich frage Sie, ob Sie mir mein
meine Papiere geben wollen oder
will fort," drohte Wanja, verzweife
Falle, in die er gegangen war.

Berthold holte, ohne zu antworte
Tasche ein kleines Buch, in dem e
Er pflegte sonst das Wörterbuch n
nützen, wenn Wanja dabei war;
brauchte er doch einige Ausdrücke, di
nicht geläufig waren. Blätternd un



ternden Lippen ging er auf und ab. Er
uchte die Worte: Erpresser, Zuchthaus und
einige andere.

Wanja schöpfte Mut; er glaubte, daß der
Deutsche in seiner schwierigen Lage zu einem
Gebetbuch seine Zuflucht nehme und sagte sehr
sanft: „Sie können nicht anders, Herr . . . Ich
will mit anderthalb zufrieden sein. Schreiben
Sie . . . Früher kommen Sie nicht von hier
fort . . .“

Jetzt zum erstenmale maß Berthold mit
einem stählernen Blick den Burschen von oben
bis unten. Mit diesem Augenblick war er seiner
Sache sicher. Was jetzt noch kam, war nur
noch Spiel, Komödie, Verfolgung des Feindes,
der alle seine Stellungen räumte. Er hatte das
Buch wieder in die Tasche gesteckt. Nun blieb
er stehen und hielt, noch warm von den neuen
Vokabeln und den Wendungen, die ihm dabei
durch den Kopf gegangen waren, seine erste
und einzige russische Rede.

„Nun höre mal, Wanja, mein Täubchen. Du
mußt zugeben, auch ich habe dir seit einer
Stunde aufmerksam zugehört; was du von mir
wolltest, das konnte ich im Anfang nicht so
genau wissen. Doch jetzt verstehe ich. Dir ist
das gute Leben wohl in den Kopf gestiegen?
Als den Knecht eines Fuhrmannes habe ich dich
gefunden, nahm dich mit auf meine Reise, für
die Pferde, und um mit den Mongolen zu spre-
chen . . . Dachte, du seist ein einfacher, ehr-
licher Mensch für gute und schwere Tage . . .

Habe alles mit dir geteilt . . . Aber einen Judas, einen gewöhnlichen Erpresser habe ich mit mir genommen. Laß mich ausreden! — Weiß wohl, nicht immer bist du schlecht gewesen . . . dachte sogar manchmal: 'aha, ein braver russischer Bursche, arbeitet und verliert den Kopf nicht . . . packt ein Pferd beim Maule und schlägt ihm Hufeisen an . . . Ein guter Kern steckt in ihm, muß einen ordentlichen Vater gehabt haben . . . Gab ich dir nicht fünf Tage frei, als wir uns in Uljassutai aufhielten? Er soll sich belustigen, dachte ich, es sind Landsleute da. Deine Landsleute aber kamen zu mir und sagten: ‚Wie können Sie mit einer solchen Wanze reisen? Kennen Sie seine Geschichte? Voriges Jahr hat er in der Betrunkenheit einem Mongolen mit dem Beil den Schädel eingeschlagen . . . Darf sich bei uns nicht mehr blicken lassen, wir schämen uns seiner . . . und nun kommt er in Ihren, gewissermaßen ausländischen Schutz . . .' — ‚Er wird das im Jähzorn getan haben, wird es wieder gut machen,' antwortete ich. Deine Landsleute aber sagten: ‚Es ist wegen der chinesischen Beamten, die ihn kennen. Nach dem Landesgesetz müßte er an einen Pfahl gestellt und von hinten langsam erdrosselt werden . . . Beeilen Sie sich, fortzukommen, wir stehen für nichts.' So stiegen wir wieder zu Pferde. ‚Gott mit euch . . .' Später kamen wir zu Herrn Sipjägin. Ich war überrascht über sein Haus in der einsamen Steppe. Er ist ein Altgläubiger, aus Rußland im Kum-

ner fortgezogen, lebt dort als Fischer und mit seinen Herden. Wird nicht sehr erfreut sein über unser Kommen, dachte ich; wollen vorüberreiten. Da kam er schon hervor und lud uns in seinen Hof; seine Frau trug zu essen auf; nachts ließ er uns in seinem Bette schlafen, vier Tage ließ er uns nicht fort, half uns endlich zu frischen Pferden, gab uns Zsoso zum Führer, band uns ihm auf die Seele. ‚Er steht in Schuld bei mir, kenne ihn schon lange Jahre,' sagte Sipjägin; ‚er wird euch sicher geleiten.' — Verwundert wird er sein, Wanja, wenn du nun allein zu ihm zurückkommst. ‚Hast du deinen Herrn verlassen?' wird er fragen . . . ‚Unterwegs, auf der Steppe, habe ich ihn verloren, verschwunden war er auf einmal, der schmutzige Ausländer; mögen die Hunde seine Seele fressen . . .' Wie, das würdest du nicht sagen, Wanja, mein Täubchen? Würdest vielleicht sagen: ‚Habe ihm eines vor den Kopf gegeben mit dem Holzbeil, das unterwegs verloren ging . . . hatte es in meiner Schlafdecke verborgen . . . hielt es heimlich in der Hand, als er in der Steppe das letztemal mit mir sprach, mir Vorhaltungen machte . . .' Kenne ich dich, Wanja, Täubchen? Aber ein wenig Angst hattest du doch . . . vor meinem kleinen schwarzen Freund, den ich in der Tasche habe. Sieben Faustschläge hat er im Vorrat, sieben nacheinander, ohne Laden . . . nicht einmal Zielen ist nötig . . . Beunruhige dich nicht, Wanja, es war nur ein Scherz. Aber meinst du denn, ich hätte deine häßlichen Flüche nicht

verstanden, gestern und vorgestern abend, als ich dich hieß das Zelt aufzurichten? Dachtest, ich verstehe die Worte nicht, die du zu dir selber sagtest, um dem Teufel Mut zu machen: ‚nicht mehr lange, du Hund von einem Ausländer, fremder Affe'. Sagtest du nicht so? Wo hast du das gelernt? Schließlich bist du ein Bauerssohn, — aber nie hast du früher derartiges in meiner Gegenwart gesprochen . . . Kirchenlieder sangst du, wenn dir ängstlich ums Herz war . . . Es war einigemale Todesangst in uns, dann Kirchenlieder — nun, das kann ich verstehen . . . Seit wann aber sind die Flüche aus dir herausgekommen? Seit Sipjägin vielleicht? Sipjägin wußte so gut wie du, daß ich ein Ausländer bin; brauchte ihm gar nicht besonders zu sagen: stehe unter allerhöchstem Schutz . . . Er hat mich einfach unter sein Dach aufgenommen . . . alle deine Landsleute nahmen mich auf wie Brüder. Was ich kaufte, habe ich bezahlt, aber sie übten Gastfreundschaft weit darüber hinaus in diesem fremden Lande, wo wir ja alle nichts sind als Eindringlinge. Ihr nehmt diesen heidnischen Hunnen ihre Weidegründe weg, gebt ihnen blaues Tuch und Knöpfchen für ihre Wolle, Pelze und Vieh, werdet reich dabei . . . Ich muß mich begnügen, zu reisen, zu messen, wie hoch die Berge sind und wie kalt die Luft . . . Willst du nun mich, deinen Wirt, unterwegs im Stich lassen? Ich werde es später jedem erzählen; sehe schon manches Gesicht rot werden vor Aerger über eine solche

ihlung. Die Leute werden sagen: ‚Verzeihen
diesem Wanja. Ein Bauerssohn kann es
t gewesen sein, es war irgendein Taugenichts
den großen Städten, vielleicht der Sohn
s Verschickten. Bei den Soldaten hat er noch
t gedient, würde sonst wissen, was sich ge-
.'"

„Ich weiß, was sich gehört!" brummte Wanja.
„Ich könnte einen Brief an deinen Vater
ken, weiß aber nicht, ob es einen Zweck hat,"
r Berthold unbeirrt fort.

„Ich werde ja früher daheim sein," unterbrach
Wanja nochmals.

„Nun, vor dem Hause deines Vaters wirst
vom Pferde des Hunnen steigen, das dir
ht einmal gehört. Einen und einen halben
nat brauchst du für die Reise. Mein Brief
r ist in drei Wochen dort, vom heutigen Tage
Du wirst vom Pferd absteigen, doch dein
ter wird dich nicht einmal begrüßen können;
n im selben Augenblick wird man dich vor
richt holen und dich, Iwan Stepanowitsch
lbasnikow, der du dein Wort gebrochen, Er-
ssungen und Totschlag begangen hast, aus
sem großen freien Sibirien in ein schmutziges
fängnis nach Rußland schicken."

Wanja war aufgesprungen. Er schleuderte das
il, das neben ihm im Gras gelegen hatte,
seinem hölzernen rotbemalten Sattel und ging
schlossen auf die Pferde zu, die schon in der
ihe standen. Doch dann blieb er stehen und
ndte sich noch einmal um: „Ich reite ab."

„Gott mit dir,“ antwortete Berth
du wirst auf der Luft reiten müssen.
da gehören dem Mongolen. Frage
um Erlaubnis. Willst du nicht liebe
nute warten? Ich bin noch nicht fe

„Ich werde Sie vor Gericht brin
Wanja. „Sie haben gesagt, ich sei
ser, sei der Sohn eines Verschickten.
Beleidigungen müssen Sie um En
bitten.“

„Ich brauche deine Verzeihung n
ich nicht auch gegen deine Beleidigu
Ohren? Er wird selber sein Unrec
dachte ich. Aber nichts hat sich geän
dessen, heute, dieser Auftritt!“

„Geben Sie mir mein Geld!“ s
außer sich, fast weinend. „Und dan
gessen wir ... Sie nach dieser Sei
der andern, Herr ... alles im Gut
Lohn und meine Papiere geben Sie
Gutwillig ... Ich werde Sie verlas

Berthold wandte ihm den Rück
dem Hunnen. Dieser führte die Pf
legte ihnen die Sättel auf und be
schickt die umherliegenden Gegenstä
räumen. Wanja stieß ihn ärgerlich
kämpfte noch mit sich selbst. Schlie
er auf den Boden und band zögernd
den Kochtopf, die Näpfe, das Besteck
eigenen blechernen Becher zusammen
Tage.

„Halt!“ sagte Berthold. „Dieses hier sind meine Sachen. Die deinen nimm beiseite.“

„Herr,“ sagte Wanja, und starrte Berthold mit offenem Mund an. „Sie werden mich um Christi willen nicht umkommen lassen.“

„Du aber wolltest, daß ich hier umkommen sollte; nun gut. Hast es dir nicht genau überlegt; was soll aus dir werden, wenn wir dich verlassen. So höre. Du kannst mit mir reiten bis über die Grenze. Brauchst mir nicht weiter zu dienen, bekommst auch keinen Lohn mehr von heute ab. Dem ersten Russen, den wir treffen, wollen wir alles erzählen, wollen ihn bitten, ein Urteil zu fällen. Ob es eine Art ist, den Gefährten unterwegs im Stich zu lassen. Von Herr und Knecht will ich noch gar nichts sagen. Wirst vielleicht nicht zufrieden sein mit seinem einfachen Urteil. Willst du lieber mit mir vor den Friedensrichter nach Irkutsk kommen, sehr angenehm.“

„Herr,“ sagte Wanja. „Ich wollte Sie nicht erzürnen. Geben Sie mir die Hand. Werde weiter dienen.“

„Nun siehst du. Weißt endlich, daß du mich brauchst, wie ich dich brauche. Will nichts gehört haben. Nun vorwärts! Wir haben genug Zeit vertrödelt. Werde dir später die Hand reichen, wenn wir Abschied nehmen.“

Der Hunne hielt ihm die Bügel, Berthold stieg in den Sattel und galoppierte das Tal hinunter. Als er allein war, begann er wild und großartig zu singen, wie die Mongolen sin-

gen in der einsamen Natur ihrer
grell glänzenden See trieb er sein
lang, die zersplissenen Tannen s
Schultern. Drüben, jenseits der Wa
noch nie ein Kiel zerschnitten hatte,
kahle, nie von eines weißen Mann
zwungene Berge. Das Gottesauge d
sah erstaunt den Mann allein und s
Weges reiten, mit dem grauen, ver
und dem leuchtenden Gesicht. Und e
ihm in eifrigem Trab, die Packpf
in seiner grauen Bluse, den Schaf
dem Beil am Sattel, einsilbig, n
und doch erleichtert; und Zsoso, der
zufrieden auf seine Pferde einhieb,
mit dem kleinen, schwarzen listig
Götzengesicht und mit dem feuerro
mantel.

Die elftausend Jungfrauen in Cöln

Wilhelm Schmidtbonn

Ihr wißt, daß elftausend Jungfrauen mit ihrer Königstochter Ursula von England nach Rom pilgerten, um hier alle Heiligen um Schutz anzuflehen vor den heidnisch wild gebliebenen Nachbarn. Als die Jungfrauen in Rom angekommen waren, sahen sie sich bald von den Pfaffen und Mönchen ärger bedroht als vorher von den Heiden. So, an allem verzweifelnd, wandten sie sich rasch wieder nordwärts zur Heimat zurück. Fast verhungert, denn sie besaßen nun nichts mehr an Geld oder Schmuck. Die Menschen der Länder, durch die sie wanderten, in dichten Haufen, ohne sich je zu teilen, weigerten so vielen mit Schimpfworten die Nahrung. Die Heiligen, auf die vertrauend die Jungfrauen diese irdischen Dinge nicht allzu lange vorbedacht hatten, hörten auch diesmal die lauten und stummen Gebete nicht. Da die Mädchen nichts stehlen, nichts mit Gewalt nehmen, kein Tier töten wollten, mußten sie sich bald nur noch von Nüssen, Beeren, Kraut und selbst von Gras nähren. Durch die lange Zeit der gemeinsamen Hoffnung, Enttäuschung, Entbehrung hatten sie, ohnehin alle gelb von Haar, ein Aussehen gewonnen, als ob sie elftausend Schwestern wären: unter den verstaubten und zerfetzten Kleidern mager ausgestreckte Körper, darüber in knochigen, von Feuer

und Wind des Himmels verbrannten Gesichtern inbrünstig geweitete und geradeaussehende Augen.

In Cöln fanden sie ihre Schiffe noch unversehrt auf dem Ufer liegen, da, wo sie sie bei der Herwanderung hinaufgezogen hatten. Sie kehrten sie um, in wieder lebendig gewordener Kraft, schoben sie ins Wasser, fuhren aber, in einer übermütigen Laune, noch nicht vom Land ab, sondern wollten die warme Sommernacht noch am Ufer verbringen. Sie lagerten sich ins Gras, lagen da, ohne zu schlafen, in Gruppen umarmt, Lieder ihrer Heimat singend.

Als mit dem Ruf des ersten Morgenvogels die Königstochter Ursula aufstand, auf einen Hügel stieg und von oben mit laut jauchzender Stimme den Befehl zum letzten Aufbruch in das frühe Licht rief: da wurden, schneller als die Scharen unter ihr, die Weidenbüsche hinter ihr lebendig. Die Büsche klirrten, blitzten, teilten sich, warfen eine weite springende Reihe heidnischer Männer aus. Die Namen ihrer Götter schreiend, die kurzen Messer und Aexte tiefgehalten, während ihre Bärte und Haar im Wind sich seitwärts bogen, liefen die Heimtückischen, wilder anzusehen als die Heiden zuhause, den Uferhang hinab.

Die Mädchen wandten sich erst zur Flucht gegen das Wasser, viele wateten bis an die Knie, bis an die Hüften hinein. Dann aber, ohne zu wehren, so, als wenn dies alles hätte so kommen müssen, lautlos wie Lämmer, selbst ohne zu beten, ließen sie sich hinschlachten, empfingen Hieb und

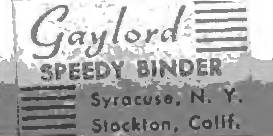
tich stehend. Nur hier und da griff eine mit
n Händen nach dem Schnitt in ihrem Fleisch,
n den dick herausbrechenden Blutstrom auf-
fangen. Die erregten Gesichter der Männer
rbten sich rot vom Widerschein des besonnten
lutes. Schreiend schritten sie über die ersten
efallenen hinweg, um zur Mitte zu gelangen:
ld standen sie auf Leichen wie auf morgenbe-
nnten Bergen, von denen sie herabspringen
ußten, um die letzten, noch in beschatteten
älern Lebenden zu erreichen. Rasch rauchte auf
ne Stunde hin das Ufer vom Blut, als ob
is Gras angezündet sei.

Die Männer rissen die Kleider von den abge-
:agerten Körpern, suchten vergebens nach ver-
eckten Schmuckstücken, schnitten die gelben Haare
), warfen die beraubten Leiber beiseite. Einer
ntdeckte an ihrer goldenen Halskette, die Ur-
ıla den Gefährtinnen verheimlicht hatte, die
önigstochter. Alle liefen herbei. Einer entklei-
ete sie, ein zweiter wickelte sich flink das lange
)aar um die Faust, um es abzuschneiden. Doch
er Führer der Heiden, ein junger, bärtiger Kerl,
rängte sich durch alle heran, wies alle bis zu
nem weiten Kreis von sich, sah den weißen,
ast knabenhaften Leib des Mädchens an, hob
en edlen Kopf auf, strich mit leisem Finger
ie Hüfte entlang, stand so im Anschauen stumm.
lle betrachteten nun auch neugierig die schmalen
nd hartsehnigen Körper der andern Jungfrauen
— denn sie waren bei ihren Frauen breitere
nd rundere Körper gewöhnt. Sie spotteten erst,

unterlagen dann einer seltsamen M
im Scherz hier und da einen Mun
stand wie eine seltene Blume eine A
in ihnen auf. Der Führer aber, ti
stehend, den Geruch des Blutes ein
riet jetzt in einen merkwürdigen Kr
Gesicht wurde bleich, seine Augen
halb, seine Knie zitterten unter ihm
ten sich, ein Keuchen hastete hörba
Er bückte sich, begann erst lachend,
unvermuteten irrsinnigen Schreien,
nie vorher der Gedanke an ein solch
kommen war, das Blut zu trinken.
erschreckt nach ihm hin. Einige finge
denselben Schreien, ihm nachzutun.
der Jüngling Helm und Messer fo
toten Leib in Besitz zu nehmen.

Da wuchs aus den Hüften des
und rauschend, wie herausgestoßen,
hoch, trieb Dornen und Blätter a
aus und fremdartige hellrote Blumen
und herb wie die Leiber der Jungfr
grünte rasch und dicht über den ganz
Als der Jüngling bestürzt den Kopf
er aus allen Leibern ringsum das
sträuch aufspringen und überall dar
starrten Gesichter der Gefährten.

Mit Mühe, von dem strömenden
hellroten Blumen betäubt, von dem
ihnen herkriechenden, nach ihnen schna
büsch festgehalten, schnitten sich die M
Weg. Ueber dem letzten, der den



Mädchens mitschleppen wollte und dadurch sich verspätete, schlug der Wald zusammen, so daß er in Blut, Blumen und fremdartig seligem Geruch erstickt ward.

Auf das Gesträuch, das eine Stunde weit den Strom mit rotem Gefleck einsäumte, setzten sich unzählbare Vögel von einer Art, die vorher nicht am Strom zu finden war, und sangen.

Biographische Anmerkungen

Herbert Eulenberg: geboren am 25. Januar 1876 zu Mülheim am Rhein, jetzt zu Kaiserswerth bei Düsseldorf lebend. Dramatische Arbeiten: Dogenglück, Anna Walewska, Münchhausen, Leidenschaft, Künstler und Katilinarier, Ein halber Held, Kassandra, Ritter Blaubart, Ulrich, Fürst von Waldeck, Der natürliche Vater, Alles um Liebe, Alles um Geld, Belinde, Simson, Ernste Schwänke, Zeitwende, Der Frauentausch. Gedichte: Deutsche Sonette. Prosa: Das keimende Leben, Du darfst ehebrechen!, Katinka die Fliege, Roman, Sonderbare Geschichten, Novellen. Die Novelle „Die Windmühle" ist letztgenanntem Buche, das wie Eulenbergs andere Werke im Verlag Kurt Wolff erschien, mit gütiger Erlaubnis des Verfassers entnommen.

Rudolf Herzog: geboren 6. Dezember 1869 zu Barmen, lebt jetzt auf der Oberen Burg zu Rheinbreitbach im Siebengebirge. Werke: Gedichte und Dramen. Gedichte: Wir sterben nicht! Die Condottieri, Auf Nissenskogg, Herrgottsmusikanten, Stromübergang; Novellen und Romane: Der alten Sehnsucht Lied, Es giebt ein Glück . . ., Ausgewählte Novellen, Die Welt in Gold, Das goldene Zeitalter, Der Adjutant, Der Graf von Gleichen, Die vom Niederrhein, Das Lebenslied, Die Wiskottens, Der Abenteurer, Hanseaten, Die Burgkinder, Das große Heimweh, Die Stoltenkamps und ihre Frauen. Die angeführten Werke erschienen im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Die Novelle „Sommermärchen" ist dem Buche „Es gibt ein Glück . . ." entnommen.

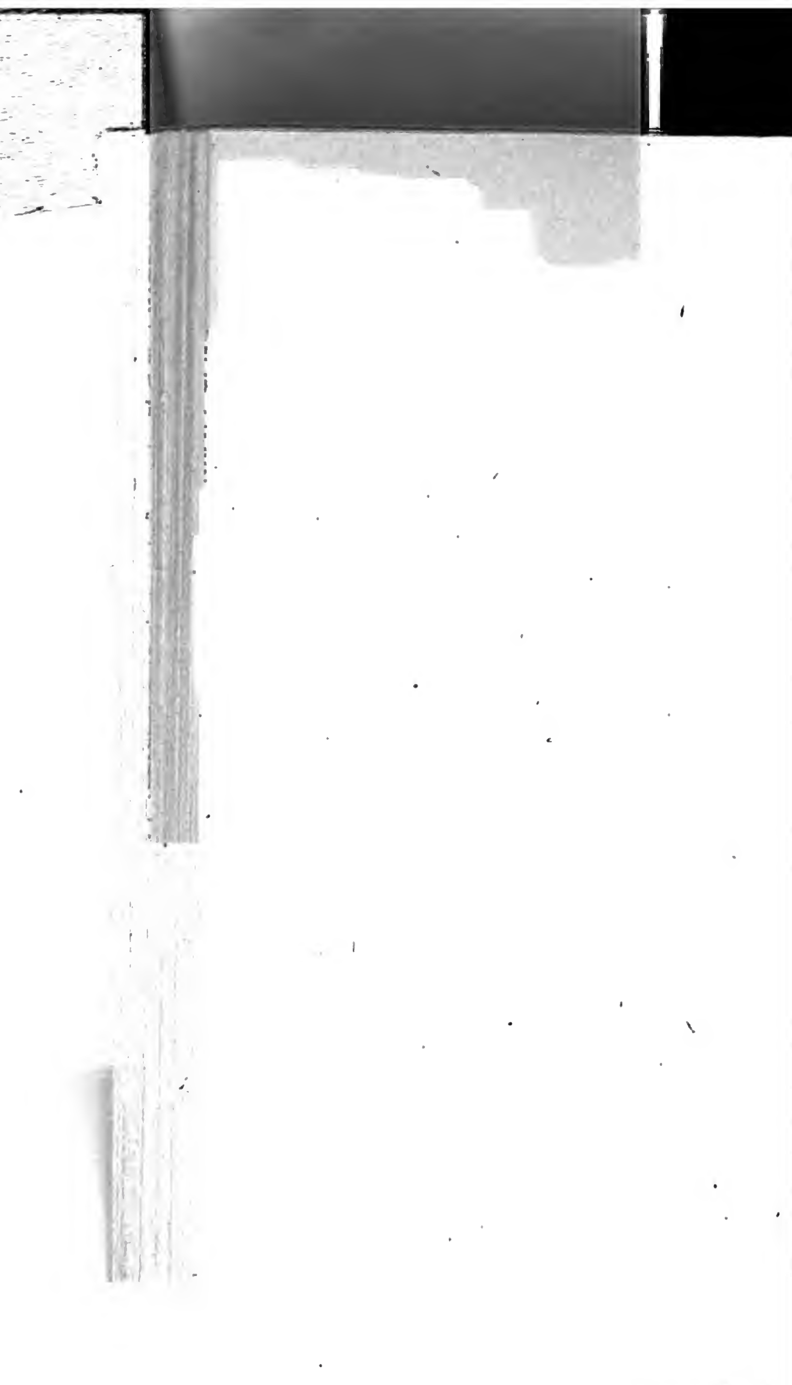
Heinrich Lersch: Der junge Kesselschmied aus München-Gladbach, der nach einem arbeits- und erlebnisreichen Wanderleben durch die Länder zwischen Mittelmeer und Nordsee 1914 als Soldat in die Schlacht ging, wurde auch größerem Kreise bekannt durch seine von tiefer Mensch-

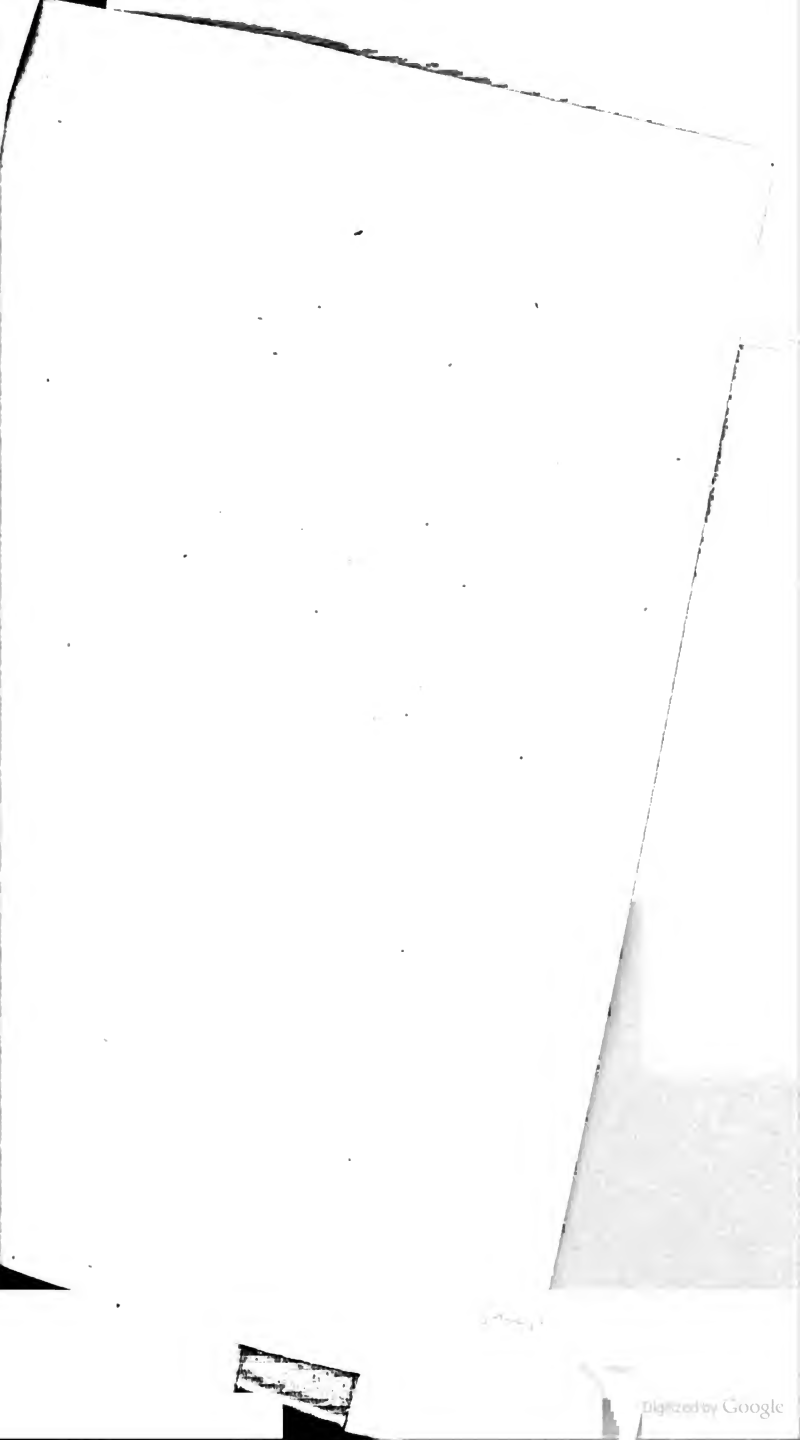
hkeit erfüllten, den Begriff einer neuen Brüderlichkeit
ligenden Kriegsdichtungen. Mit Alfons Petzold, Max
arthel und Karl Bröger gehört er zu den eigentlichen
olksdichtern unseres großen Kampfes. Seine Kriegs-
dichte enthält das Buch: „Herz! Aufglühe dein Blut.“
ußerdem erschien eine Sammlung früherer Dichtungen
unter dem Titel: „Abglanz des Lebens.“

urt Moreck: geboren 10. Oktober 1888 zu Cöln, lebt
t in München. Werke: Die Puderquaste der Venus,
ovellen; Jokaste die Mutter, Roman; Die gotischen
nster, Gedichte; Büßer des Gefühls, Novellen; Der
ſt, Novelle (Zeitbuch 37); Menschen im Kampf, Novelle;
r Elefant, Novelle (Zeitbuch 81); Die Pole des Eros,
ovelle; Der Bürger von Brügge und seine zwei Frauen;
as Mädchen im Spiegel, Novellen; Der siegende Mensch,
ekstatische Trilogie.

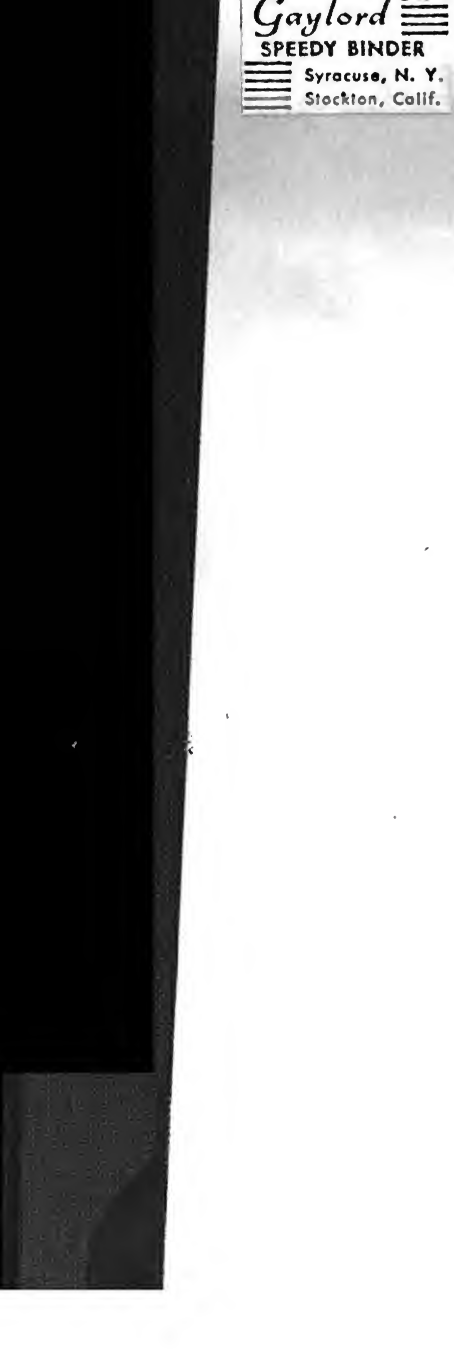
fons Paquet: geboren 26. Januar 1881 in Wies-
den, lebt in Frankfurt am Main. Werke: Lieder und
sänge; Auf Erden; Held Namenlos; Kamerad Flem-
ng, Roman; Erzählungen an Bord; Li oder im neuen
en; Limo, der große beständige Diener, dramatisches
dicht. Die Novelle „Der Knecht“ ist aus dem bei Rütten
Loening erschienenen Buche „Erzählungen an Bord“.

lhelm Schmidtbonn: geboren am 6. Februar 1876
Bonn, lebt zurzeit in der Schweiz. Dramatische Werke:
tter Landstraße, Die goldene Tür, Graf von Gleichen,
n des Achilles, Hilfe! Kind ist vom Himmel gefallen!,
spielende Eros, Der verlorene Sohn, Die Stadt der
essenen. Gedichte: Lobgesang des Lebens. Prosa: Ufer-
e, Raben, Der Heilsbringer, Der Wunderbaum, Men-
n und Städte im Krieg, Der Krieg in Serbien, Das
ne Kriegsbuch (Zeitbuch, Band 63). Die Legende „Die
ausend Jungfrauen“ ist in dem Buche „Der Wunder-
baum“ enthalten.








Gaylord
SPEEDY BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

